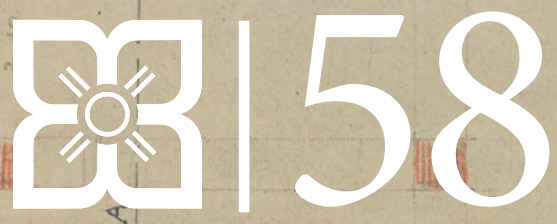


SICHT ← SEITENSICHT ← A-B. SCHNITT

150 Jahre Sanatorium Kilchberg

Gemeinde Kilchberg

NEUJAHRSBLETT



Dr. Baucher
Dr. Schickel
L. Maus Huber

H. Willeman

Inhalt

Seite 1 —

Vorwort

Seite 3 —

Ein historisches Porträt

Seite 26 —

Leitmotiv

«Schweizer Sanatorium»

Seite 38 —

**Das Sanatorium Kilchberg
als Refugium**

Seite 52 —

Alte Landstrasse 70 –

«zwischen Manns und Meyers»

Vorwort

Liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger

Im Jahr 2017 feiert das Sanatorium Kilchberg sein 150-jähriges Jubiläum. Damit gehört es zu den ältesten psychiatrischen Privatkliniken der Schweiz. Unser 58. Neujahrsblatt widmet sich der bewegten Geschichte des Sanatoriums, das die Kilchberger von jeher das «Sani» nennen.

Seine Entstehung verdankt es einer christlich geprägten Laienbewegung in der Mitte des 19. Jahrhunderts. Heute ist es eine moderne psychiatrische Klinik, die weit über die Schweiz hinaus hohes Ansehen genießt. Bedeutsam für diese Entwicklung ist das Jahr 1904, als die «Heil- und Pflegeanstalt» in «Sanatorium Kilchberg» umbenannt wird. Der neue Name ist zugleich Programm: Er prägt die therapeutische Ausrichtung, die Bau- und Gartenarchitektur und das Selbstverständnis der Klinik als «Schweizer Sanatorium», das in den folgenden Jahrzehnten ein internationales Publikum beherbergt. Während des Ersten Weltkriegs finden zahlreiche Literaten und Künstler Aufnahme im Sanatorium, darunter die

Protagonisten der Zürcher Dada-Bewegung. Im Zweiten Weltkrieg sind es vor allem jüdische Emigranten und politische Flüchtlinge. Die Geschichte des Sanatoriums Kilchberg spiegelt damit auch ein Stück Zeitgeschichte der Schweiz.

Für unsere Gemeinde und die Region ist das Sanatorium eine unverzichtbare Institution: Seit 1991 hat die Klinik den kantonalen Leistungsauftrag zur medizinisch-psychiatrischen Grundversorgung des linken Zürichsees. Darüber hinaus gehört sie mit ihren 400 Mitarbeitenden zu den grössten Arbeitgebern in Kilchberg. Und noch in manch anderer Hinsicht ist das «Sani» für uns als Gemeinde wichtig: Wussten Sie, dass der erste Kilchberger Schwinget im Park des Sanatoriums ausgetragen wurde? Seine Entstehung vor 90 Jahren verdanken wir dem damaligen Eigentümer der Klinik, Dr. Emil Huber.

Von alledem berichtet unser diesjähriges Neujahrsblatt. Wir wünschen Ihnen, liebe Mitbürgerinnen und Mitbürger, eine anregende und unterhaltsame Lektüre – und für das kommende Jahr Gesundheit und Wohlergehen.

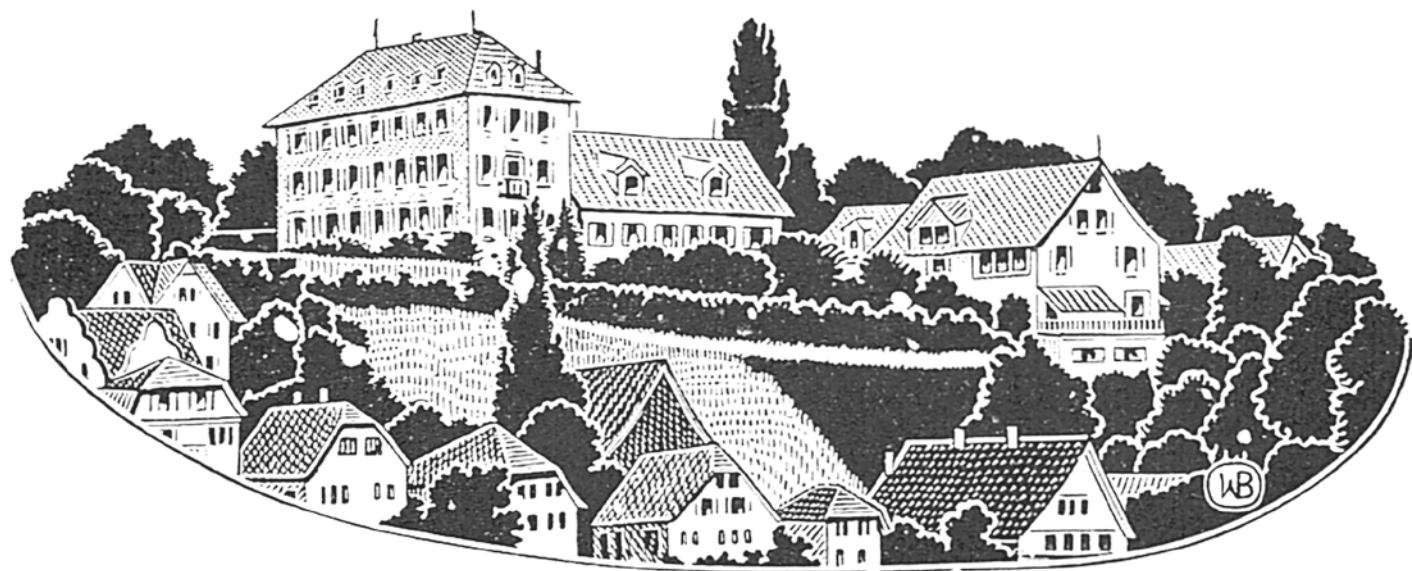
Kilchberg, im Advent 2016



Ihr Gemeindepräsident
Martin Berger



Ihr Gemeindeschreiber
Peter Vögeli



Ein historisches Porträt

Im Jahre 1867 gründet das Ehepaar Johannes und Maria Hedinger-Spreuermann an der Alten Landstrasse in Kilchberg die «Pflegeanstalt Mönchhof» als christliche «Heilstätte für Geisteskranke». Im folgenden Jahr nimmt die privat geführte Anstalt die ersten Patienten auf. Bald ändert sie den Namen in «Privat- Heil- & Pflege-Anstalt Kilchberg», ehe sie 1904 definitiv in «Sanatorium Kilchberg» umbenannt wird.

Als zwischen 1887 und 1890 auf dem Gelände der «Privat- Heil- & Pflege-Anstalt Kilchberg» ein Neubau entsteht, sind die Kilchberger nicht gerade erfreut. Gottlieb Binder notiert in seiner Chronik *Das alte Kilchberg* aus dem Jahr 1911: «Eine Dissonanz in den Frieden der alten Landstrasse brachte der Bau der Anstalt, gegen dessen Ausführung Alt Kilchberg lebhaft demonstrierte. Sie hat in ihrer himmelanstrebenden Wucht etwas Gewalttames. Es überkommt einen etwa das Gefühl, der Koloss gerate in Bewegung und zermalme die sich harmlos an den Berghang duckenden Mönchhofshäuser.» Doch ist es lediglich das neu errichtete Gebäude, an dem sich die Kilchberger stören? Oder sind sie irritiert und besorgt über die Bewohner der Anstalt, deren Zahl jetzt sogar noch zunimmt? Johannes Hedinger und seine Frau betrachten die Angelegenheit aus einer anderen Perspektive: Für den stetigen Zuwachs an Patienten ist die Einrichtung Mitte der 1880er-Jahre nicht mehr gewappnet. Die sogenannte «Irrenzählung» von 1888 weist die Kilchberger Pflegeanstalt bereits als grösste privat geführte psychiatrische Institution im Kanton Zürich aus. Sie leistet damit einen wichtigen Beitrag zur Versorgung, Betreuung und Behandlung von psychisch kranken Menschen in der Region.



*Die Heil- und Pflegeanstalt Kilchberg um 1900
umgeben von Rebhängen*

Die Entstehung der Heilanstalt Kilchberg

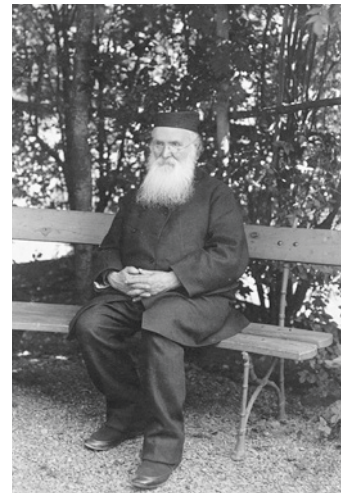
1863 schreibt der deutsche Mediziner August Zinn in seinem Aufsatz *Die öffentliche Irrenpflege im Kanton Zürich und die Nothwendigkeit ihrer Reform*: «In Bezug auf die Fürsorge für Geisteskranke, heilbare und unheilbare, ist der Kanton hinter anderen Kantonen und anderen Ländern weit, sehr weit zurückgeblieben.»

Zinn weiss, wovon er redet. Einige Jahre hat er im alten Spital der Stadt Zürich gearbeitet. Dort drängen sich über vierhundert Patienten zusammen, geistig und körperlich Kranke, Männer und Frauen – betreut von lediglich sieben Wärtern. Ein Arzt wohnt nicht im Haus. Über diese Missstände hinaus bemängelt August Zinn vor allem eins: «Die Psychiatrie wird an der Zürcher Hochschule weder theoretisch noch praktisch gelehrt.» Als eigenständige medizinische Disziplin etabliert sich die Psychiatrie allmählich in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. In ganz Europa werden Anstalten eröffnet, in denen psychisch oder geistig Kranke – die Unterscheidung bleibt unscharf – nach neuartigen Methoden

behandelt werden. Sie sollen nicht mehr nur verwahrt, sondern gepflegt und – wenn möglich – auch geheilt werden. Am Pariser «Hôpital de la Salpêtrière», der berühmtesten psychiatrischen Anstalt der Epoche, arbeiten ab 1813 spezialisierte Ärzte – Psychiater – für und in sogenannten «Irrenanstalten». In Deutschland werden zwischen 1800 und 1860 insgesamt 94 solcher Anstalten eröffnet. Die Entwicklung in der Schweiz verläuft schleppend. Als erster Kanton eröffnet Genf 1838 das «Hôpital des aliénés»; bis 1860 ziehen weitere fünf Kantone nach. Zürich hinkt selbst im schweizerischen Vergleich hinterher. Erst 1867 richtet der Kanton im fünf Jahre zuvor aufgehobenen Benediktinerkloster Rheinau eine «Irrenanstalt für Unheilbare» ein. 1870 folgt die städtische «Irrenheilanstalt Burghölzli».

Neben den staatlichen Einrichtungen entstehen in der zweiten Jahrhunderthälfte private Heilstätten, getragen von der philanthropisch-pietistischen Bewegung. In dem 1851 von Dorothea Trudel gegründeten «Bibelheim» in

Männedorf bestimmen die familiäre Gemeinschaft, tägliche Bibelstunden und Andachten den Alltag. Ab 1857 wirkt Samuel Zeller als Gehilfe im «Bibelheim» mit. Nach Dorothea Trudels Tod übernimmt er die Leitung der Heilstätte und erwirbt sich grosses Ansehen als Prediger und Heiler. Einer der Mitarbeiter von Samuel Zeller ist Johannes Hedinger. Ebenso stark im christlichen Glauben verwurzelt, beschliesst er, eine eigene Anstalt zu eröffnen. 1867 gründet er in Kilchberg die «Pflegeanstalt Mönchhof».



Samuel Zeller

Die Hedingersche Anstalt

Den Tagesablauf gestalten Johannes und Maria Hedinger nach dem Vorbild des Männedorfer Bibelheims. Nebst Bibelstunden und Andachten, Handauflegen und Wasserkuren verordnet Johannes Hedinger den Kranken viel Bewegung im Freien und beschäftigt sie im anstaltseigenen Landwirtschaftsbetrieb. Über einen eigenen Arzt verfügt die Einrichtung nicht, ein Hausarzt versorgt die Patienten. Therapie und Betreuung obliegen Johannes Hedinger persönlich. Heilerfolge, die ihm zugeschrieben werden, verdanken sich nicht zuletzt der menschlichen Zuwendung, mit der er sich der Kranken annimmt. Die Verantwortung für Personal, Hauswirtschaft und Verwaltung trägt hauptsächlich seine Frau. Als Johannes Hedinger 1890 stirbt, führt sie die die Anstalt weiter, unterstützt von ihrem Sohn; nach dem Tod der Mutter 1895 übernimmt Johannes Hedinger junior die alleinige Verantwortung. Er setzt den Schwerpunkt verstärkt auf



Die Hauskapelle der Heil- und Pflegeanstalt. Sie wurde 1908/1909 in einen Gesellschaftssaal umgewandelt. Er beherbergt heute die Cafeteria des Sanatoriums.

Telegramm-Adresse:
Heilanstalt Bendlikon.
Telephon.

Speise-Zettel für die
dritte Verpflegungs-Klasse.

Frühstück: Cace mit Milch + Brot. Als Zugabe für die
Arbeitenden: Gebratene Kartoffeln.

1 Uhr: Kolt + Brot, oder 1 Glas Wein + Brot, oder
Thee + Brot für die Arbeitenden.

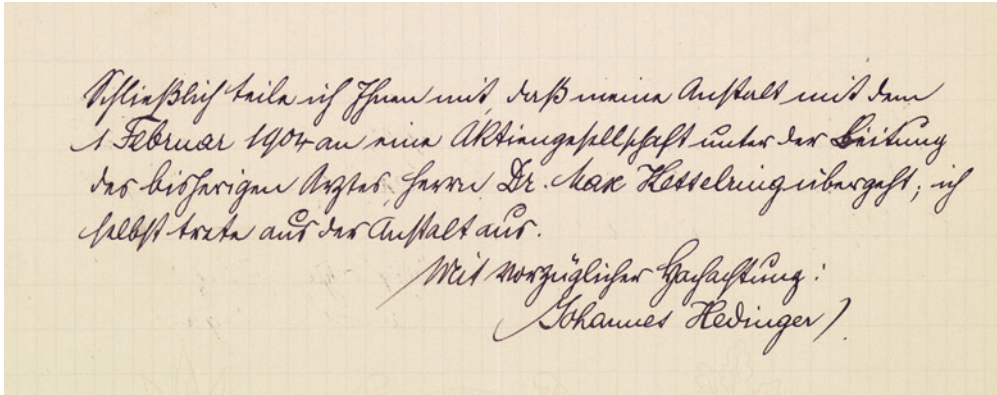
Mittagessen: 3mal wöchentlich Fleisch (Küchlein, Schweineg) + täglich 2 Gemüse, Suppe, Brot + 1 Glas Most
(oder Wein)
(Zugabe für die Arbeiter.)

4 Uhr: Thee + Brot für Alle. Kolt oder 1 Glas Wein
+ Brot für die Arbeitenden

Nachessen: Suppe + Brot, oder Cace mit Milch + Brot,
gekochte Kartoffeln oder Lins-Kakharoni
für die Arbeitenden.

N. B. Alkoholische Getränke werden nur an Nicht-Alkoholiker verabreicht.
Für die Richtigkeit obiger Angaben:
Johannes Kedinges.

Speiseplan der «III. Verpflegungs-Klasse» vom 08. Januar 1900. Bemerkenswert ist das Angebot von Most und Wein zu fast allen Mahlzeiten – mit Ausnahme des Frühstücks. Allerdings gibt es eine Einschränkung: «Alkoholische Getränke werden nur an Nicht-Alkoholiker verabreicht.»



Wiederblieb teilw. in Frau mit d. p. in d. Anstalt mit dem
1. Februar 1904 an meine Aktinungspflicht unter der Leitung
des hiesigen Arztes, Herrn Dr. Max Kesselring übergeht; in
selbst-treten aus der Anstalt aus.
Mit vorzüglicher Hochachtung:
Johannes Hedinger

Auszug aus dem Schreiben von
Johannes Hedinger vom
19. Dezember 1903 an das «Bureau
des «Hohen Kantonsrats» mit
Rücktrittsankündigung zum
01. Februar 1904: «Ich selbst trete
aus der Anstalt aus.»

Arbeitstherapie, bei der er auch den wirtschaftlichen Nutzen im Blick hat. Im Prospekt des Hauses von 1894 schreibt er: «Wir erachten Beschäftigung als eines der trefflichsten Hilfsmittel zur Heilung von Psychosen. Wer deshalb irgendwie dazu bewogen werden kann, erhält eine entsprechende Beschäftigung bei nötiger Aufsicht und Beobachtung. Hierzu bietet unsere eigene Oekonomie reichliche Gelegenheit. – Für geistige Betätigung und Anregung der Kranken ist durch Bücher, Zeitungen und Zeitschriften auf's Beste gesorgt.»

Ab 1897 steht Johannes Hedinger ein Anstaltsarzt zur Seite. 1899 erscheint, unter dem Druck einer neuen kantonalen «Irrenverordnung», der erste Jahresbericht. Er gibt Einblick in die inneren Verhältnisse des Hauses. Die 185 Männer und 171 Frauen, die im Berichtsjahr betreut werden, kommen aus der gesamten Schweiz, aber auch aus dem nahen und fernen Ausland. Die männlichen Patienten gehören vorwiegend den unteren Gesellschaftsschichten an: Landwirte, Arbeiter oder Handwerker.

Johannes Hedinger stellt fest: «Wo so oft die Thore staatlicher Anstalten in Folge Überfüllung oder anderer Ursachen vielen Hilfesuchenden verschlossen blieben, da hat hiesige Anstalt sich nach Kräften hilfsbereit erwiesen und die Thüre auch den Ärmsten geöffnet.»

Doch sieht sich die Einrichtung in jenen Jahren heftigen Angriffen ausgesetzt. Jährliche Inspektionen rügen Missstände bei Verpflegung, Unterbringung und Betreuung der Patienten sowie bei den Arbeitsbedingungen des Wartpersonals. Es kommt gar zu einem Arbeitskampf, bei dem sechs Wärter ihre Stelle verlieren. In die Auseinandersetzungen verwickelt ist auch Fritz Brupbacher, der von 1899 bis 1901 in Hedingers Heilanstalt tätig ist, zunächst als Assistenzarzt, dann – nach einer kurzen Unterbrechung – als Ärztlicher Leiter. Als Brupbacher in der sozialistischen Zeitung *Volksrecht* öffentlich gegen Hedinger Stellung bezieht, wird ihm gekündigt. Ende 1903 beschliesst Johannes Hedinger, die Verantwortung für die Anstalt in andere Hände zu legen.



*Fritz Brupbacher,
1898*

Exkurs —

Fritz Brupbacher's Tätigkeit in der Heilanstalt Kilchberg – ein bio- grafischer Wendepunkt

Fritz Brupbacher (1874–1945) gilt als einer der markantesten Vertreter der politischen Linken in der ersten Hälfte des zwanzigsten Jahrhunderts. Ansehen erwirbt er sich durch seinen Einsatz für die Arbeiter- und Frauenrechte, die Sexualaufklärung und die individuellen Freiheitsrechte.

Die kurze Phase seiner Tätigkeit in der Heilanstalt Kilchberg von 1899 bis 1901 markiert einen Wendepunkt in seiner Biografie. Nach seinem medizinischen Staatsexamen an der Universität Zürich im November

1898 entschliesst sich Brupbacher zu einem Aufenthalt am renommierten «Hôpital de la Salpêtrière» in Paris, um sich verstärkt der Psychiatrie zuzuwenden. Aber der Aufenthalt wird zur Enttäuschung.

Bereits nach zwei Monaten kehrt er nach Zürich zurück und ist froh, in der Heilanstalt Kilchberg sofort eine Stelle zu finden. Doch neben der ärztlichen Tätigkeit beschäftigt ihn seine politische Mission. Tagsüber kümmert er sich in der Kilchberger Anstalt um seine Kranken, abends verfasst er das Programm für die «Schweizerische Antireaktionäre Gesellschaft», engagiert sich an der Universität im «Abstinentenverein» und an Leseabenden. Zeitgleich gründete er die Zeitschrift *Junge Schweiz* als Publikationsorgan der Antireaktionären Gesellschaft. Von 1899 bis 1900 erscheinen in unregelmässigen Abständen insgesamt vier Nummern. Dass die *Junge Schweiz* nach so kurzer Zeit ihr Erscheinen einstellt, liegt an Brupbacher's Einstellungswandel. Immer mehr ist er von den Ideen des Marxismus und seiner politischen Mission überzeugt. Begeistert verkündet er im letzten Heft der *Jungen*

Schweiz seine neue Devise: «Gehen wir ins Volk, es braucht uns, während wir überflüssig sind für unsere eigene Klasse. Denn sollte der Bourgeois Aufklärung brauchen? Das Proletariat aber sehnt sich nach den Mitteln und Wegen seiner Befreiung.»

Das Ende von Brupbacher's bürgerlicher Laufbahn wird beschleunigt, als die Zürcher Universitätsleitung von seinen politischen Aktivitäten erfährt und ihm die Zulassung zur Promotion verweigert – «wegen gröblicher Professorenbeleidigung», die man in zwei Nummern der *Jungen Schweiz* ausfindig gemacht haben will. Aber erst mit dem Artikel im *Volksrecht* zur «Stellung des Wartpersonals in der Heil- und Pflegeanstalt Kilchberg» vom 31. Januar 1901 und der postwendend ausgesprochenen Kündigung durch Johannes Hedinger wird das letzte Hindernis zu Brupbacher's politischer Mission beseitigt. Im Frühjahr 1901 eröffnet er eine eigene Praxis im Stadtzürcher Arbeiterquartier Aussersihl und widmet sich fortan der Propaganda für einen freiheitlichen Sozialismus der Arbeiterklasse.

Von der Pflegeanstalt zum Sanatorium

Per 1. März 1904 übernimmt die Gesellschaft «U. Rutishauser & Cie.» den Betrieb. Ärztlicher Direktor bleibt der 1903 eingestellte Dr. Max Kesselring. Der international erfahrene Psychiater steht in der Tradition der Reformbewegung, die auf den irischen Psychiater John Conolly zurückgeht und den Verzicht auf Zwangsmittel fordert. Die veränderte Ausrichtung schlägt sich 1904 in der Namensänderung in «Sanatorium Kilchberg» nieder.



oben: Schwimmbekken und Hauptthaus 1932 (Aquarell von Hugo Frey)

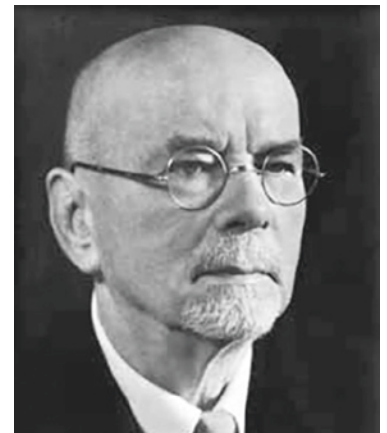
Postkarte mit Versanddatum vom 06. März 1907. Die Benennung «Privat- Heil- und Pflegeanstalt» lässt erkennen, dass die Karte vor 1904 gedruckt wurde.

Die Psychoanalyse im Kreuzfeuer der Kritik

Am 15. Dezember 1911 hält Max Kesselring auf Einladung des Keplerbundes einen Vortrag über die Psychoanalyse im Zürcher Schwurgerichtssaal. Damit gibt er die Initialzündung für die erste grosse Mediendebatte über die Psychoanalyse in der Schweiz (vgl. U.R. Meyer, Kontroverse um die Psychoanalyse). Kesselring, der einer christlich-humanistischen Tradition verpflichtet ist, wirft dem Freudschen Verständnis des Seelenlebens eine «Menge falscher Verallgemeinerungen und gekünstelter, voreingenommener Deutungen» vor. Über den Vortrag berichtet die *Neue Zürcher Zeitung* am 2. Januar 1912.

Am 10. Januar 1912 antwortet C.G. Jung, er sei erstaunt, dass eine Forschungsrichtung, die «unter anderem auch die intimsten und anstössigsten aller menschlichen Phantasien in den Bereich ihrer analytischen Arbeit zu ziehen hat», in aller Öffentlichkeit behandelt werde. Schon um «des guten Geschmacks willen» gehörten psychoanalytische Erklärungen nicht vor das Publikum eines Schwurgerichtssaales, denn auch das «gebildetste Publikum» könne in solchen Fragen «kein kompetentes Urteil» besitzen. Im Übrigen, so Jung in der *NZZ*, zeige der Vortrag Kesselrings einen «Mangel an Objektivität» und enthalte eine «grosse Anzahl von schiefen Auffassungen». Jung verweist auf die Schrift «Die Psychoanalyse Freuds» von Eugen Bleuler, dessen «Autorität und kontinentaler Ruf» wohl eine «kompetentere Auffassung der Psychoanalyse verbürgen als die Ausführungen Dr. Kesselrings».

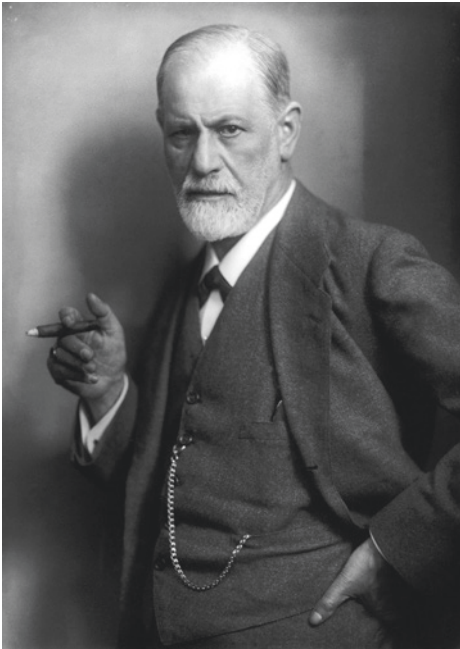
Schon sehr bald kann sich auch Kesselring über prominenten Beistand freuen. Ab dem 24. Januar mischt sich sein akademischer Mentor, Auguste Forel, in die Debatte ein. In einem bissigen Beitrag, der am 1. Februar 1912 in der *NZZ* erscheint, nennt Forel die Freudschen Seelen-deutungen «dilettantisch» und spricht von der psychoa-



Max Kesselring

lytischen Schule als «alleinseligmachender Sexuallkirche». Bereits zu Beginn der Auseinandersetzungen hat sich auch der Feuilleton-Redaktor der *NZZ*, Fritz Marti, auf Kesselrings Seite geschlagen. Martis Äusserungen sind an Polemik kaum zu übertreffen. So lässt er am 13. Januar 1912 seine Zeitungsläser wissen: «Die ganze Welt wird im konsequenten Ausbau dieser Theorie sexual überschleimt.» Es kehre in Gestalt der Analyse «die katholische Ohrenbeichte» wieder – mit all ihren Gefahren. «Und diese Gefahren sind: Befriedigung der Lüsternheit auf der einen und Verwirrung – statt Heilung – auf der anderen Seite.»

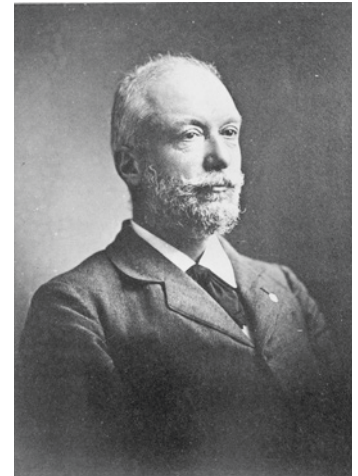
In der einen Monat währenden, heftigen Debatte in der *NZZ*, die zuvor nur ein einziges Mal über die Psychoanalyse berichtete, erscheinen insgesamt 20 Artikel zum Thema, darunter vier von Kesselring, drei von August Forel und sechs von C.G. Jung. Der Wellenschlag der Auseinandersetzung reicht bis ins ferne Wien. Schon im Vorfeld des Vortrags von Kesselring rapportiert C.G. Jung an Sigmund Freud: «Bei uns in Zürich rumort die Psychoanalyse gewaltig. Nächstdem wird der Keplerbund einen öffentlichen Vortragsabend gegen dieses Übel veranstalten. Also bereits die Anfänge von Protestversammlungen!» In einem weiteren Brief an Freud vom 23. Januar 1912



Sigmund Freud



C.G. Jung



Auguste Forel

kündigt Jung einen «öffentlichen Protest der internationalen psychoanalytischen Vereinigung» an, der dann tatsächlich am 27. Januar 1912 erscheint. Nach dem Ende der Debatte berichtet Jung am 15. Februar 1912 an Freud: «Momentan ruht das Gefecht. Forel hat uns aber auf Herbst den verfluchten Psychotherapeutenverein auf den Hals geladen und uns bereits mit gänzlicher Vernichtung bedroht. Im übrigen sind wir aber bis jetzt keineswegs vernichtet, sondern der Verein blüht mehr denn je.»

Ironie der Geschichte: Zur Blüte des Vereins trägt ausgerechnet das Sanatorium Kilchberg bei: Im selben Jahr, in dem Kesselring seine medialen Angriffe auf die

Psychoanalyse in der *NZZ* publiziert, tritt sein Nachfolger im Amt des Ärztlichen Leiters der Internationalen Psychoanalytischen Vereinigung bei. Im Mitgliederverzeichnis der Sektion Zürich von 1912 wird unter den insgesamt 33 Mitgliedern als Neuzugang vermerkt: «W. Buser, Anstalt Kilchberg b. Zürich», dazu «Frl. Dr. Kempner», die Assistenzärztin Busers. Deutlicher lässt sich ein Richtungswechsel kaum markieren. Bis 1947 bleibt das Sanatorium Kilchberg in seiner therapeutischen Ausrichtung der Psychoanalyse (Jungischer Prägung) verbunden.

Eine Genossenschaft als Eigentümerin

Von 1906 bis 1913 ist das Sanatorium Eigentum einer Genossenschaft. Unter der ärztlichen Leitung von W. Buser setzen sich die neuen Besitzer gemäss Jahresbericht für 1908/09 zum Ziel, «aus unserem Hause nicht bloss eine Versorgungsanstalt für unheilbar Kranke, sondern ein wirkliches Sanatorium zu machen.» Sie beschliessen, lärmende oder gewalttätige Patienten nicht mehr aufzunehmen und die «unruhigen Elemente» in andere Anstalten zu verlegen. Die Zahl der Aufnahmen soll reduziert, die Aufenthaltszeit der Patienten verlängert und eine neue Klientel angesprochen werden. Neben der Arbeitstherapie kommen der Physio- und Hydrotherapie wachsende Bedeutung zu. Die Häuser werden mit einer Zentralheizung versehen und sämtliche Räume renoviert. Den Betsaal wandelt die Genossenschaft in einen komfortablen Gesellschaftssaal um. Die Massnahmen zeigen den gewünschten Erfolg, heisst es doch im Jahresbericht für 1910–12: «Die Zahl der Verpflegungstage ist von Jahr zu Jahr erheblich gewachsen, hauptsächlich in der ersten und zweiten Klasse. [...] Die Patienten verbleiben in der Regel länger als früher. Es hat uns dies auch ermöglicht, in den meisten Fällen die angefangenen Kuren ohne Unterbrechung zu Ende zu führen.»



Die Ära Huber

1913 erwirbt der Jurist Emil Huber, bisher Rechtsberater und Präsident der Genossenschaft, das Sanatorium und leitet es fortan persönlich. Ärztlicher Direktor wird sein Bruder Hans Huber. Was sich zuvor angedeutet hat, erhält unter Emil und Hans Huber verbindliche Gestalt. Das Sanatorium lehnt sich therapeutisch eng an die zeitgenössische Wissenschaft und Medizin an. Dank regem Austausch mit der Kantonalen Heilanstalt Burghölzli, die unter Eugen Bleuler höchstes internationales Ansehen genießt, finden neuartige Behandlungsmethoden Eingang ins Therapieangebot. Dazu zählen Schlaf- und Fieberkuren sowie später Insulin- und Elektrokrampftherapien. Das Burghölzli überweist regelmässig Patienten nach Kilchberg.



links: Dr. Emil Huber

*oben: Pflegepersonal des
Sanatoriums Kilchberg mit
Dr. Hans Huber 1923*

Psychiatrische Behandlungsmethoden in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts

Bis zum Aufkommen der evidenzbasierten Medizin und Psychotherapie ist die Geschichte der psychiatrischen Behandlungsmethoden über weite Strecken eine «Geschichte therapeutischer Verlegenheitslösungen», die nicht selten fatale Folgen für die Betroffenen hat.

Zur Behandlung der progressiven Paralyse, einem Spätstadium der Syphilis, wird von dem österreichischen Psychiater Julius Wagner-Jauregg die **Fieberkur** unter Verwendung von Malaria-Erregern entwickelt. 1927 erhält er hierfür den Nobelpreis. Die Therapie gilt bis zur Erfindung der Antibiotika als einzig wirksame Behandlungsform bei dieser Erkrankung.

Die **Schlafkur** oder **Dauernarkose** ist in den zwanziger und dreissiger Jahren des letzten Jahrhunderts eine verbreitete Behandlungsmethode der Schizophrenie. 1922 berichtet der Schweizer Psychiater Jakob Klaesi in der *Zeitschrift für Psychiatrie* über Versuche, bei denen er mit dem Barbiturat «Somnifen» fünf- bis zehntägige Dauernarkosen bei

schizophrenen Patienten durchführte – angeblich mit gutem Erfolg. Die Behandlungsmethode verbreitet sich daraufhin vor allem im deutschsprachigen Raum, obwohl sie bei mehr als 10 Prozent der Patienten zum Tode führt.

Die **Insulin(schock)therapie** wird in der Psychiatrie von 1933 bis in die 1950er-Jahre zur Behandlung von Depressionen und Schizophrenien eingesetzt. Durch die Injektion von Insulin wird künstlich eine Senkung des Blutzuckerspiegels herbeigeführt, bis ein Komazustand eintritt. Dabei kommt es häufig zu einem Krampfanfall. Nach einigen Minuten wird der Zustand durch Verabreichung des Hormons Glucagon wieder beendet. Aufgrund der umstrittenen therapeutischen Wirkung und der Gefahr von irreversiblen Schädigungen bei wiederholtem Einsatz verschwindet diese Behandlungsform mit dem Aufkommen der modernen Psychopharmaka vollständig.

Bei der **Elektrokrampftherapie (EKT)** wird durch kontrollierte Stromstösse ein epileptischer Anfall im Gehirn ausgelöst. Der italienische Psychiater Ugo Cerletti wendet nach vorausgehenden Tierexperimenten 1938 die Behandlungsmethode erstmals bei einem schizophrenen Patienten an, wodurch laut Berichten eine deutliche Besserung des Zustandsbilds erzielt wird. Ein Haupt-

problem sind die mitunter durch den Krampfanfall verursachten körperlichen Folgeschäden bis hin zu Frakturen, weshalb die EKT seit den 1950er-Jahren zunehmend in Verruf gerät. Seit etwa zwei Jahrzehnten erlebt sie aufgrund der gut belegten Wirksamkeit eine Renaissance vor allem in der Behandlung von therapieresistenten schweren Depressionen. Im Sanatorium Kilchberg wurde diese Therapiemethode 2013 wieder eingeführt. Sie wird heute ausschliesslich unter Vollnarkose angewendet.



EKT-Behandlung im Sanatorium Kilchberg in den 1950er-Jahren

Die alte Stallscheune des Sanatoriums vor der Verlegung des Landwirtschaftsbetriebs zum Stockengut



Das Stockengut, von 1928 bis 1947 Landwirtschaftsbetrieb des Sanatoriums Kilchberg



Laut Prospekt von 1932 widmet sich das Sanatorium «hauptsächlich der Heilung leichterer Psychosen, Nerven- und Gehirnerkrankungen, Geistesschwäche und Altersschwachsinn wie auch Erschöpfungszustände, Alkoholismus, Morphinismus, Epilepsie, chronischer inneren Krankheiten nicht infektiöser Natur.». Stärker als zuvor empfiehlt sich das Haus für Erholungsbedürftige, was sich sowohl im Therapieangebot als auch in der Vergrößerung und Neugestaltung des Parks niederschlägt. Dazu erweitert Emil Huber die unternehmerische Basis, indem er den landwirtschaftlichen Betrieb ins «Stockengut» verlagert. 1928 eröffnet, entwickelt es sich zu einem der größten Gutsbetriebe im Kanton. Mit seinem Viehbestand ermöglicht es dem Sanatorium, sich auch in den schwierigen Zeiten des Zweiten Weltkriegs zu einem guten Teil selbst zu versorgen. Seit 1982 ist das Stockengut im Besitz der Gemeinde Kilchberg.

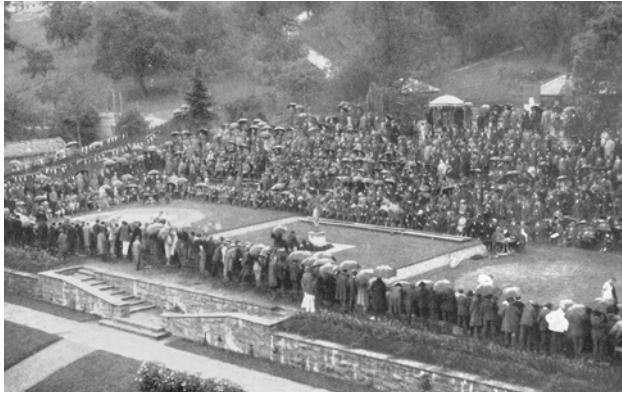


*Geschäftsessen des
Verlags Conzett
& Huber mit
Verena Conzett
und Hans Huber*

Kultur und Brauchtum

Am kulturellen, gesellschaftlichen und politischen Leben nehmen Hans und Emil Huber regen Anteil. Bereits 1909 steht Emil Huber der in wirtschaftliche Schwierigkeiten geratenen Druckerei von Verena Conzett bei und gründet mit ihr den Verlag *Conzett & Huber*, aus dem die *Zürcher Illustrierte* und in späterer Zeit das Kulturmagazin *du* hervorgehen. Unternehmerisch noch in weiteren Branchen tätig, fühlt sich Emil Huber dem Schwingsport verbunden und ruft 1927 den Kilchberger Schwinget ins Leben, dessen erster Wettkampf im Park des Sanatoriums ausgetragen wird. Intellektualität und Volkstümlichkeit gehen auch bei Hans Huber Hand in Hand. Er ist in Jodler- und Schwingerkreisen zu Hause, verfolgt aufmerksam die philosophischen und theologischen Debatten der Zeit und ist ein ausgewiesener Kenner der deutschsprachigen Literatur. 1950 publiziert er gemein-

sam mit Ernst Meyer den Gedichtband «Briefwechsel in Sonetten». Mit etlichen Künstlern des Expressionismus und Dadaismus verkehrt er persönlich, ist ihnen Freund und Förderer und betreut sie auch als Arzt. Während des Ersten und Zweiten Weltkriegs finden neben Künstlern und Literaten zahlreiche jüdische Emigranten Aufnahme im Sanatorium.



Der erste Kilchberger Schwinget in Park des Sanatoriums Kilchberg 1927



Der Gewinner der ersten Kilchberger Schwingets: Fritz Hagmann

Die Entscheidung: Fritz Hagmann gewinnt im Finale gegen Roth. Lithographie nach einer Zeichnung von Carl Rüttimann



Exkurs —

Die Geburtsstunde der Kilchberger Schwinget

Als 1926 das Eidgenössische Schwing- und Älplerfest in Luzern stattfindet, weilt auch Emil Huber unter den Gästen. Doch das Turnier verläuft nicht nach seinen Vorstellungen: Nicht seinem Favoriten Fritz Hagmann, sondern Henri Wernli wird am Ende der Sieg zugesprochen. Dies veranlasst Huber zu einer Reaktion: Er lädt 42 Schwinger und 1200

Zuschauer zu einem Wettkampf in den Park des Sanatoriums Kilchberg ein. Die Veranstaltung findet, von manchem Traditionalisten kritisch beäugt, bei widrigem Wetter am 11. September 1927 statt – und endet mit einem (allerdings umstrittenen) Triumph Fritz Hagmanns. Es ist die Geburtsstunde des Kilchberger Schwinget, der heute neben dem «Eidgenössischen» und dem Unspunnenfest als wichtigster Schwinger-Wettkampf gilt. Emil Huber richtet noch zwei weitere Schwingfeste aus: 1932 und 1936. Als Veranstaltungsort wählt er das Stockengut, den da-

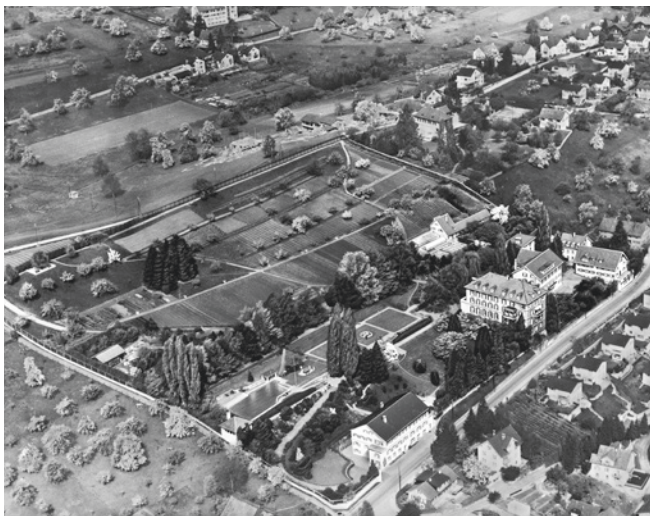
maligen Landwirtschaftsbetrieb des Sanatoriums. Es hat sich bis heute als Austragungsort bewährt. Um die Zukunft der Kilchberger Schwinget zu sichern, gründet Emil Huber 1933 eine Stiftung, den Huber-Fond, den er mit 15 000 Franken ausstattet, «um dem Schwingklub Zürich zu ermöglichen, periodisch einen Freundschafts-Schwinget durchzuführen und dem Schwinget, unserem vaterländischen Volksspiel, in treuer Anhänglichkeit zu dienen» – so der Wortlaut der Stiftungsurkunde.

Fest- 1927 wetter

e. Rüttimann



Nicht nur der Dauerregen, sondern auch das ungewöhnliche Publikum ist ein Grund, weshalb sich die Schwingerfreunde im Sanatorium Kälchberg nicht ganz heimisch fühlen. Lithographie nach einer Zeichnung von Carl Rüttimann



Flugbild um 1954



Helly und Walter Schneider-Burger

Unter der Führung der Familie Schneider

Nach dem Tod von Emil Huber 1938 führt sein Bruder Hans die Klinik im Namen der Erbgemeinschaft weiter. Diese entschliesst sich 1946, das Sanatorium (ohne Stockengut) zu verkaufen. Neue Eigentümer werden zum 1. Februar 1947 Helly und Walter Schneider-Burger. Als Ärztlichen Direktor gewinnen sie Urs Martin Strub, der zuvor als Oberarzt in der Klinik Rheinau tätig war.

Als ab 1952 die ersten Psychopharmaka auf den Markt kommen und in den Kliniken eingesetzt werden, wandeln sich die Verhältnisse in der Psychiatrie tiefgreifend. «Der Mensch, der heute psychiatrische Hilfe braucht, hat unvergleichlich bessere Therapie-Chancen als der Patient vor 30 Jahren. Denn die neu erforschten Therapie-Möglichkeiten, vor allem jene mit Psychopharmaka, haben den Anteil der chronisch kranken Patienten stark ver-

mindert», heisst es im Prospekt des Sanatoriums von 1960. Die neuen Medikamente verändern auch die Stimmung in der Klinik. «Die neue Chemie und Alchemie der Psyche haben auch über unser Nervensanatorium, das oft laut war wie andere Institute ähnlicher Art, eine merkbare Besänftigung und Ruhe gebracht», schreibt Urs Martin Strub zur 100-Jahrfeier des Sanatoriums 1967.

Beschäftigungs- und Physiotherapie bleiben tragende Säulen des therapeutischen Konzepts, ergänzt um die von Strub eingeführte Logotherapie nach Viktor E. Frankl. Die Beschäftigungstherapie wandelt sich in den 1960er Jahren mehr und mehr zu einer an konkreten Behandlungszielen orientierten Ergotherapie und wird durch die Einführung der Kunsttherapie sinnvoll ergänzt.

Exkurs —

Urs Martin Strub als Arzt und Dichter

Bereits 1930, im Jahr seiner Matura, erscheint von Urs Martin Strub der schmale Gedichtband *Frühe Feier*. Sein Vater, der in Olten eine Stahlhandelsfirma führt, ermöglicht die Publikation.

Der Lyrik fühlt sich Strub auch als Arzt verbunden. 1941 bringt die Vereinigung Oltner Bücherfreunde seine 33 *Gedichte* heraus. In den folgenden dreiundzwanzig Jahren erscheinen mit *Der Morgenritt* (1945), *Lyrik* (1946), *Lyrische Texte* (1953), *Die Wandelsterne* (1955) und *Signatures, Klangfiguren* (1964) weitere Werke. 1990 meldet er sich mit *Poetische Zeit* noch einmal zu Wort.

Insbesondere mit den *Lyrischen Texten* und mit *Wandelsterne* erregt Strub bei Literaturkritikern und Zeitgenossen Aufsehen. In Hermann Hesse, Emil Staiger, Rudolf Hagelstange, Karl Krolow und Eduard Korrodi findet er namhafte Fürsprecher. Und auch von Komponisten und Musikern wird Urs Martin Strub geschätzt: Unter den zahlreichen Vertonungen seiner Gedichte sind vor allem die Kompositionen Hugo Pfisters hervorzuheben. 1953 wird er mit der Ehrengabe der Stadt Zürich

ausgezeichnet, 1941 und 1954 erhält er den Preis der Schillerstiftung und 1976 den Kulturpreis des Kantons Solothurn.

1966 erscheint sein Aufsatz «Durch Poesie und Kunst zur Ganzheit» in *Therapeutische Berichte*, einem vom Bayer-Konzern herausgegebenen Fachjournal. Darin schreibt er: «Und ich gestehe: die fortschreitende Spezialisierung, Vereinzeln und Zerstückelung der Erlebnisbereiche ist nicht meine Sache. Mit der herrschenden Diktatur der Abstraktion [...] kann ich mich nicht abfinden. Wozu ich [...] vorzustossen trachte, ist ein die nur wissenschaftlichen Atome, die gestaltlosen Energien und die anderen gespenstischen Dinge überholendes Ganzheitsdenken, Ganzheitsfühlen und Ganzheitserleben. [...]«Sokrates, treibe Musik!», sagte eine Stimme zum Hebammensohn von Athen. Warum? Es sollte die Musik den ewig Vernünftelnden, rationalistisch Verketteten zur Totalität, zur ursprünglichen Ganzheit erlösen.»

Mit dieser Selbstauskunft enthüllt Strub den therapeutischen Charakter seiner dichterischen Übungen, auch wenn sie «einem lustbetonten, keineswegs altruistischen Selbstentfaltungseifer» entspringen.



LEBENDIGE WANDLUNG

Ich wohnte schon in mancher Seele,
Auf manchem Stern war ich daheim,
Gestaltet schon aus mancher Kehle
Erhob ich mich als Wort und Reim.

Als Flamme stieg ich schon vom Dochte
Und schwieg als Dunkelheit im Grund,
Mein Puls, der in den Quellen pochte,
Tat schon dem Meer mein Wesen kund.

So strömte ich in alle Stufen,
So diente ich in jedem Ding.
Doch jetzt, zum Menschsein aufgerufen,
Beschließ ich aller Schöpfung Ring!

oben: Dr. Urs Martin Strub

unten: Aus dem Gedichtband «Lyrik»
(1946) von Urs Martin Strub



*oben: Patientenhäuser E und F,
Foto M. Wolgensinger 1962*

*rechts: Gärtnerei,
Foto M. Wolgensinger 1962*



Haus B (Fotograf unbekannt) von 1974

Klinikerweiterung in der Hochkonjunktur

Im günstigen Umfeld der beginnenden wirtschaftlichen Hochkonjunktur entschliesst sich das Ehepaar Schneider zu einer Vergrösserung der Klinikanlage. Um das ambitionierte Raumprogramm realisieren zu können, muss die Institution eine neue Grösse erlangen. Dies erreicht sie durch den Bau der Patientenhäuser E und F in den Jahren 1960–62. Mit 225 Betten positioniert sich das Sanatorium Kilchberg nunmehr als mittelgrosse Institution unter den Psychiatrischen Anstalten des Landes. Statt drei sind es jetzt sechs Ärzte, die sich um das Wohl der Patienten kümmern. Anfang der 1970er Jahre folgt eine zweite Ausbautetappe. Nach vierjähriger Bauzeit wird das grosse, multifunktionale Haus B 1974 offiziell eingeweiht.

1974 tritt Walter Schneider als Direktor zurück und amtet fortan als Verwaltungsratspräsident der neugegründeten Aktiengesellschaft. Verwaltungsleiter wird sein Sohn Jürg Schneider. Unter ihm nimmt das Sanatorium 1979 die erste EDV-Anlage in Betrieb.

Stetiger Wandel

Nach dem Rücktritt Walter Schneiders erlebt das Sanatorium unruhige Zeiten, was nicht zuletzt an den häufigen Chefarztwechsellern abzulesen ist. Auf Urs Martin Strub, der 1969 nach 22 Jahren aus dem Dienst ausscheidet, folgen Emil Pinter (1970–1975), Lea Prasek (1975–1981), Kaspar Wolfensberger (1981–1983), Hans Kayser (1983–1986) und Ralf Krek (1986–1992), die den eingeschlagenen Kurs der Vorgänger mit jeweils eigenen Schwerpunkten fortsetzen. Das therapeutische Angebot erweitert sich stetig, verliert aber auch an Ausrichtung und Kontur. In den siebziger und achtziger Jahren erhält neben den depressiven und schizophrenen Erkrankungen die Drogensucht eine wachsende Bedeutung. Wichtige Meilensteine sind die Eröffnung einer Psychotherapiestation und die Verankerung von Gruppenangeboten im therapeutischen Repertoire. Dank des Einsatzes von Psychopharmaka sinkt die Verweildauer der Patienten stetig, 1982 unterschreitet sie erstmals den Durchschnitt von einhundert Tagen. Dies bleibt nicht ohne Folgen für die Wirtschaftslage des Unternehmens; zu innerbetrieblichen Problemen und Konflikten gesellen sich die kontinuierlich sinkende Bettenauslastung und steigende Kosten.

Ende der 1980er Jahre erlebt das Sanatorium eine Zäsur: 1988 verlässt Walter Schneider den Verwaltungsrat, 1990 tritt Jürg Schneider als Verwaltungsleiter zurück. Damit scheidet Familie Schneider nach über vierzig Jahren aus der operativen Führung des Sanatoriums aus. Die Aktiengesellschaft ist hingegen bis heute in ihrem Familienbesitz.

Regionale Versorgungsklinik

1990 beauftragt der Verwaltungsrat des Sanatoriums eine Beratungsfirma aus St. Gallen mit einer Betriebsanalyse. Sie kommt zum Schluss, dass der Betrieb durch die Einrichtung offener Akutabteilungen und durch eine Erhöhung der Wirtschaftlichkeit den aktuellen Erfordernissen anzupassen sei. Mit Pharmazeut Halwart Kahnert übernimmt ein Vertreter der Beratungsfirma die Verwaltungsdirektion.

Seit dem 1. April 1991 ist das Sanatorium Kilchberg aufgrund eines Vertrags mit der Zürcher Gesundheitsdirektion als Regionalklinik im kantonalen psychiatrischen Versorgungssystem verankert, zuständig für den Bezirk Horgen, seit 1.1.1993 auch für den Bezirk Affoltern und den Zürcher Stadtkreis 2. Anlässlich der 125-Jahr-Feier des Sanatoriums 1993 lobt Gesundheitsdirektor Peter Wiederkehr das Vertragswerk als «ein Beispiel kooperativer Zusammenarbeit von Staat und Privaten».

Unter Waldemar Greil, dem Ärztlichen Direktor ab 1992, wird das Sanatorium den Aufgaben einer regionalen Versorgungsklinik gerecht. «Bedingt durch diese neue Aufgabe», schreibt Greil im Jahresbericht 1992, «hat sich die Klinik, vor allem in den letzten beiden Jahren, immer mehr in Richtung eines psychiatrischen Akutspitals verändert. Es ist nicht mehr möglich, Patienten auszuwählen, die für bestehende Abteilungskonzepte geeignet sind, sondern es werden für Patienten aus dem gesamten Spektrum psychischer Erkrankungen Behandlungsmöglichkeiten angeboten.» Dementsprechend verdoppeln sich im Verlauf der 1990er Jahre die jährlichen Aufnahmen auf über 1000. Grossen Wert legt Greil auf einen hohen medizinischen und therapeutischen Standard, sichergestellt durch intensive Weiterbildung des Personals, Fortbildungsveranstaltungen und öffentliche Tagungen. Aber vor allem macht er sich für eine klare therapeutische Ausrichtung der Klinik stark: Seit Beginn

seiner Amtszeit ist das Sanatorium Kilchberg an einer evidenzbasierten Psychotherapie mit kognitiv-verhaltenstherapeutischem Zuschnitt orientiert. Neben den Ärzten werden zunehmend auch klinische Psychologen im Bereich der Psychotherapie tätig. Ihr Beschäftigungsumfang hat sich zwischen 1992 und 2007 von einer halben auf zehn Stellen vervielfacht und beträgt heute insgesamt 25 Stellen, davon 5 in Kaderfunktion.

1993 wird das erste Ambulatorium eröffnet; das zweite folgt 2006 auf dem Areal des See-Spitals in Horgen. 1994 nimmt das «Drop-in», eine Beratungsstelle für Drogenabhängige, in Thalwil seine Tätigkeit auf. Als Ergänzung des stationären Angebots führt das Sanatorium seit 2003 eine teilstationäre Tagesklinik. Um die Aufnahmekapazität im Akutbereich zu steigern, wird 2007 das neue Patientenhaus D mit drei zum Teil geschlossen geführten Akutstationen eröffnet. Im folgenden Jahr kann das Körpertherapiezentrum H samt Turnhalle dem Betrieb übergeben werden.

Waldemar Greil, dessen Arbeit während fünfzehn Jahren das Sanatorium prägt, übergibt die ärztliche Leitung 2007 an Erich Seifritz, der zwei Jahre später durch den heutigen Ärztlichen Direktor René Bridler abgelöst wird. Seit der Pensionierung von Halwart Kahnert als Verwaltungsdirektor 2006 leitet Peter Hösly die Klinik. Präsident des Verwaltungsrats ist seit 1996 Walter Bosshard.



Peter Hösly, seit 2006 Geschäftsführer des Sanatoriums Kilchberg



*Dr. med. René Bridler, seit 2009 Ärztlicher
Direktor des Sanatoriums Kilchberg*



*Walter Bosshard, seit 1996 Verwaltungsratspräsident
des Sanatoriums Kilchberg*



Das Sanatorium Kilchberg heute

Gegenwärtig verfügt die Klinik über zehn Stationen mit 175 Betten, darunter drei Privatstationen. Die stationären Behandlungsmöglichkeiten werden ergänzt durch ein teilstationäres und ambulantes Angebot. Das Behandlungsspektrum reicht von affektiven, stressbedingten und psychosomatischen Beschwerden über Angst-, Zwangs- und Essstörungen bis hin zu Psychosen und gerontopsychiatrischen Erkrankungen. Mit seiner 150-jährigen Geschichte ist das Sanatorium Kilchberg nicht nur eine der ältesten, sondern mit seinen 400 Mitarbeitern auch eine der grössten psychiatrischen Privatkliniken der Schweiz.

Das Sanatorium Kilchberg heute

Auch in der Gegenwart setzt das Sanatorium Kilchberg neue Akzente und passt sein therapeutisches Spektrum den veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen an.

2010 nimmt die Klinik «Recovery» in ihre Zielsetzung auf. Anfang der 1990er Jahre von Betroffenen in den USA ins Leben gerufen, engagiert sich die Recovery-Bewegung für eine verbesserte Lebensqualität psychisch erkrankter Patienten. Geleitet von der Überzeugung, dass ein sinnerfülltes, selbstbestimmtes Leben auch mit psychischen Beeinträchtigungen möglich ist, soll Recovery Patienten einen Weg eröffnen, am beruflichen, gesellschaftlichen und kulturellen Leben teilzuhaben – um so die Genesungspotenziale des Einzelnen zu fördern.

Im Jahr 2014 entscheidet die Klinikleitung, im ganzen Sanatorium Massnahmen gegen den Willen von Patienten – wie beispielsweise Zwangsbehandlungen oder Isolationen – kontinuierlich zu reduzieren. Im Hinblick auf dieses Ziel werden zwei zuvor meist geschlossen geführte Akutstationen umgebaut. Die Mitarbeitenden werden gezielt geschult. Sowohl innerhalb als auch ausserhalb des Hauses setzt sich die ärztliche Leitung für eine nachhaltige Umsetzung des Programms ein.

Reformansätze wie diese, die das psychiatrische Handeln konsequent am Leitgedanken der Menschenwürde orientieren, sollen den Klinikalltag im Ganzen durchdringen. Daneben stehen Bestrebungen, neue Behandlungsangebote zu schaffen, die dem gegenwärtigen Therapiebedarf entsprechen: 2013 wird das «Zentrum für stressbedingte Erkrankungen» eröffnet. Daran angeschlossen ist die Privatstation Belvedere. Für die Therapie stressbedingter Erkrankungen hat ein Expertenteam der Klinik das Behandlungskonzept «SymBalance» entwickelt. Seit Herbst 2015 ist das Sanatorium Kilchberg zudem in der Stadt Zürich mit einer eigenen Praxis präsent: Das

«Zentrum für Psychosomatik Zürich City» bietet eine interdisziplinäre Behandlung, bei der neben den psychischen Beschwerden auch die körperlichen Begleiterscheinungen sowie psychosomatische Wechselwirkungen besondere Berücksichtigung finden.

Aufmerksam die gesellschaftlichen Veränderungen zu verfolgen, die therapeutische Basis zu pflegen und weiterzuentwickeln, sind für eine psychiatrische Institution wie das Sanatorium Kilchberg wesentliche Elemente, um die «Herausforderung Zukunft» bestehen zu können. Der Blick auf die eigene Geschichte – als Spiegel und Gegen-Bild – ist unverzichtbar, um langfristige Entwicklungen zu überschauen, Wichtiges von Unwichtigem zu unterscheiden und die Zukunft nachhaltig gestalten zu können.

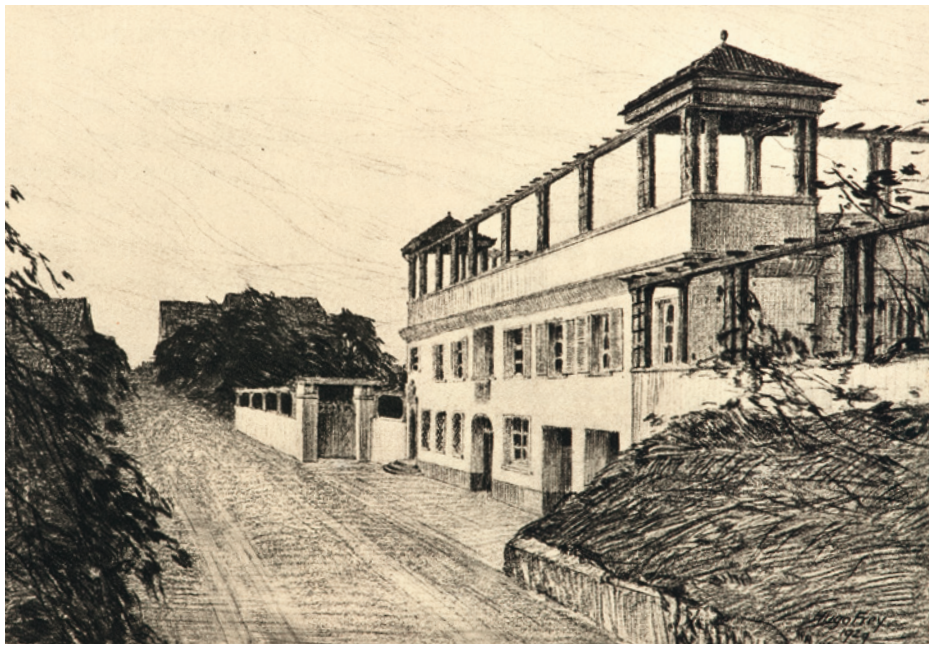
Leitmotiv «Schweizer Sanatorium»

Das Jahr 1904 markiert einen historischen Einschnitt: Die «Heil- und Pflegeanstalt Kilchberg» nennt sich fortan «Sanatorium». Was zunächst als blosser Namenswechsel erscheint, setzt einen Wandlungsprozess in Gang, der bis in die Gegenwart fort dauert. Dieser Prozess ist in zahlreichen Prospekten des Hauses dokumentiert. Sie spiegeln das Selbstverständnis einer psychiatrischen Klinik als Sanatorium im jeweiligen historischen Kontext.

Aussergewöhnlich ist ein Prospekt, der von Hugo Frey im Auftrag Emil Hubers in den Jahren 1928 und 1929 künstlerisch gestaltet wird. Er erscheint etwa ein Jahr später im Verlag *Conzett & Huber* – ein Glücksfall, da sich Huber aufgrund der Personalunion als Besitzer des Sanatoriums und Mitinhaber des Verlags eine ungewöhnlich aufwendige Gestaltung von Layout und Grafik leisten kann. Hugo Frey zeigt das Sanatorium Kilchberg in einer Bildfolge von Innen- und Aussenansichten, in der Interieur und landschaftliches Panorama, Natur und Architektur harmonisch ineinandergreifen. Leuchtende Aquarelle, Zeichnungen und Fotografien setzen unterschiedliche Akzente: Hier üppige Farbenvielfalt, dort eine in sich zurückgenommene Skizze; hier die klaren Linien und Formen einer Fassade, dort verschlungene Pfade, ein hinter Bäumen und Sträuchern verborgener Winkel. Frey beschwört das atmosphärische Stimmungsbild einer Heilanstalt im emphatischen Wortsinn herauf, einen Ort der Musse und des Zu-sich-Kommens. Das Sanatorium Kilchberg reiht sich damit in die Gilde der Schweizer Sanatorien ein, die im «Zeitalter der Extreme» für die von Krieg und Krisen geschüttelten Menschen in Europa und der Welt Zuflucht und Genesung verheissen.



Prospekt des Sanatoriums Kilchberg (ca. 1930) mit Aquarellen von Hugo Frey



Prospekt des Sanatoriums Kilchberg (ca. 1930): Physikalisches Institut und Bootshaus des Sanatoriums (nach Zeichnungen von Hugo Frey), links: Park mit Brunnenrelief und Skulptur



Prospekt des Sanatoriums Kilchberg (ca. 1930): Innenräume

Die Schweiz als «Sanatorium Europas»

Zu Beginn des 20. Jahrhunderts erleben die Sanatorien der Schweiz einen regelrechten Boom, die Liste der Einrichtungen ist lang. Orientierung über die wachsende Vielfalt des Angebots bietet das *Schweizerische Bäderbuch*, das in erster Auflage 1918 erscheint und auch das Sanatorium Kilchberg als Adresse verzeichnet mit dem Vermerk «Jahresbetrieb». Doch bietet das Buch mehr als nur ausführliche Ortsangaben. Emil Cattani geht im Kapitel «Die Sanatorien der Schweiz» der Frage nach, welchen besonderen Reiz, ja, welchen Zauber die Schweiz auf Erholungsbedürftige und Kranke, aber auch auf Gesunde ausübt. Seine Antwort lautet: «Die Schweiz ist das Lieblingsland der Natur. Denn alles Grosse, Erhabene, alle Lieblichkeit und Anmut, jeder Zauber der Verkettung, der Verschmelzung und der Kontraste der ganzen weiten Erde scheint sich hier in einem kleinen Raume vereinigt zu haben, um dieses Gebiet zu dem europäischen Erdentempel zu stempeln, wohin alle Verehrer der Natur pilgern.»

Im 17. Jahrhundert ahnt noch niemand, dass die Schweiz zweihundert Jahre später als das «Sanatorium Europas» gelten wird. Das Gebirge erscheint unwegsam und unbewohnbar. Höhenluft, Gebirgswasser, ja, sogar der Konsum von Milch und Milchprodukten werden als gesundheitsschädlich gebrandmarkt. Doch im 18. Jahrhundert kehrt sich das Bild um. Vor allem der Zürcher Gelehrte Johann Jakob Scheuchzer sowie, mit noch grösserer Ausstrahlung, Albrecht von Haller und Jean-Jacques Rousseau polieren das negative Image deutlich auf. Luft und Wasser der Schweizer Alpen stehen seither im Ruf, besonders rein und klar zu sein – und damit gesundheitsförderlich. Auch die Milch genießt nun eine steigende Wertschätzung, ebenso sind die Alpenkräuter und der daraus gemachte «Schweitzer Tee» beliebt. Zuletzt trägt

auch die (romantische) Entdeckung der Landschaft, die durch ihre Anmut besänftigen und durch ihre Erhabenheit den Geist anregen kann, zum Aufstieg der Schweiz als «Weltkurort par excellence» (Cattani) bei.

Nervenbehandlung in Hügeregionen

Allerdings gelten nicht bei allen Beschwerden die hochalpinen Regionen als geeigneter Aufenthaltsort – insbesondere nicht bei Erkrankungen des Nervensystems. Dazu bemerkt Dr. E. Mory im *Schweizerischen Bäderbuch*: «Hier steht im Vordergrund die Neurasthenie, die von Jahr zu Jahr, infolge der Sturm- und Drangperiode, in der wir leben, und namentlich seit dem Kriege enorm zugenommen hat. [...] Schwere Formen von Neurasthenie eignen sich kaum für einen Aufenthalt im Hochgebirge, und wenn wir auch in unserer langen Hochgebirgspraxis Fälle gesehen haben, die scheinbar glänzende Resultate aufwiesen, sind das Ausnahmen, die wir nicht verallgemeinern möchten. Da eignen sich besser die Orte an den Gestaden der Schweizer Seen und in den Hügeregionen, denn die Kontraste sowohl des Sommers als auch des Winters sind im Hochgebirge zu gross, als dass ein schwer zerrüttetes Nervensystem sie nicht als lästig empfinden müsste.» Doch von welcher Erkrankung spricht er da eigentlich? «Wissenschaftlich zu definieren, was Neurasthenie ist, würde ich mich schwer hüten, da keine Definition alle befriedigen könnte. Jeder Laie stellt sich ja selbst die Diagnose. «Ich bin nervös» hört man heutzutage mehr als jede andere Selbstkritik.» Die Neurasthenie ist das Burnout der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts.



Prospekt o.J. (ca. 1928): Die Kegelbahn des Sanatoriums und Blick vom Park auf die Glarner Alpen

Natürliche und künstliche Heilverfahren

Cattani führt im *Schweizerischen Bäderbuch* die sogenannten «Nervensanatorien» unter den «Spezialsanatorien» auf und erklärt hierzu: «Das dankbarste Feld zur Behandlung in diesen Sanatorien bieten die sogenannten allgemeinen oder funktionellen Neurosen, insbesondere die Neurasthenie und Hysterie mit ihren wechselvollen und vielgestaltigen Symptomen.» Tatsächlich nimmt im Sanatorium Kilchberg die Behandlung funktioneller oder «Psycho-Neurosen» zu Beginn des 20. Jahrhunderts sprunghaft zu. Werden im Jahresbericht 1904 nur drei Erkrankungen dieses Spektrums verzeichnet, zählen die Jahresberichte von 1910 bis 1912 bereits insgesamt 49 Fälle. Hinzu kommen die sogenannten «organischen Nervenkrankheiten», zu deren Behandlung ebenfalls ein Sanatorium empfohlen wird. «Vornehmlich werden Residuen apoplektischer Anfälle, sowie Lähmungen, Gefühlsstörungen und Schmerzen der von spinalen oder peripheren Nervenkrankheiten Ergriffenen durch die in den Sanatorien angewandten Heilfaktoren unter ständiger ärztlicher Kontrolle günstig beeinflusst.»

Zu den grundlegenden Therapiemethoden eines Sanatoriums zählen gemäss Cattani: «die wissenschaftliche Hydrotherapie», «Massage», «Gymnastik», «Bewegungstherapie» sowie die «elektrische Behandlung», zu der die «mannigfaltigsten und kompliziertesten Apparate» dienen. «Dazu gesellt sich die Lichtheiltherapie in allen ihren Formen.» Die physikalische Therapie psychiatrischer Erkrankungen geht vom Grundgedanken einer engen Verbindung zwischen körperlichen und psychischen Vorgängen aus, der heute als eine Selbstverständlichkeit gilt. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts ist er vor allem in Sanatorien beheimatet. Entsprechend finden körperbezogene Therapieformen im Sanatorium Kilchberg sehr viel mehr und nachhaltiger Berücksichtigung als in anderen psychiatrischen Einrichtungen dieser Zeit. In einem Prospekt von ca. 1930 wird neben den psychotherapeutischen Verfahren «Analyse, Hypnose und Persuasion» sowie «medikamentöse Therapie» die «physikalische

Patient oder Kurgast?

Therapie» im «speziell hierzu eingerichteten Institut» hervorgehoben. Sie umfasst «Elektrotherapie, Massage, Höhensonne, Diathermie, Vierzellenbad, Schonungslichtbad für Schwitzkuren» und «medikamentöse Bäder aller Art».

Selbst wenn bei psychischen Beschwerden ein Aufenthalt in alpiner Lage nicht empfehlenswert scheint: Die Aussicht auf das Hochgebirge gilt für ein Schweizer Sanatorium als unverzichtbares Genesungselement. Die Schönheit der Berge, so der Tenor, fördert die Gesundheit. Bis heute versäumt es kein Prospekt des Sanatoriums Kilchberg, auf das besondere Naturpanorama aufmerksam zu machen, das sich dem Betrachter vom Park aus bietet, gerne verbunden mit dem Hinweis, dass sich die Anlage «am schönsten Platze» befindet, nämlich auf dem Rücken eines Hügels, den «der Volksmund von alters her <die kleine Rigi> nennt». Ein Prospekt des Hauses aus den 1920er Jahren lobpreist in hymnischem Ton: «Unbehindert schweift der Blick von seiner Lage über den See, das Häusermeer der Stadt, die Hügel der Niederungen hin zu der Pracht der Alpen, die vom Säntis bis zum Titlis mit leuchtenden Häuptern herüberwinken. Der Ort ist wie kein zweiter geeignet, dem Kranken und Erholungsbedürftigen heilende Pflege, Ruhe und beschauliches Geniessen eines schönen wechsellvollen Naturbildes zu verschaffen.» Freilich, eines haben die wolkenverhangenen Hügel des Zürichsees nicht zu bieten, dessen Heilwirkung zu Beginn des 20. Jahrhunderts unbestritten ist: das Sonnenlicht der Hochalpen. Dank des technischen Fortschritts steht jedoch seit 1911 ein künstliches Surrogat zur Verfügung, das bald in allen Schweizer Sanatorien unterhalb der Gipfelregionen zu finden ist: die BELMAG-Bergsonne. Gemäss Firmenprospekt «verordnet der Arzt schon seit längerer Zeit und mit sehr gutem Erfolg» Bestrahlungen auch bei «Nervenleiden».

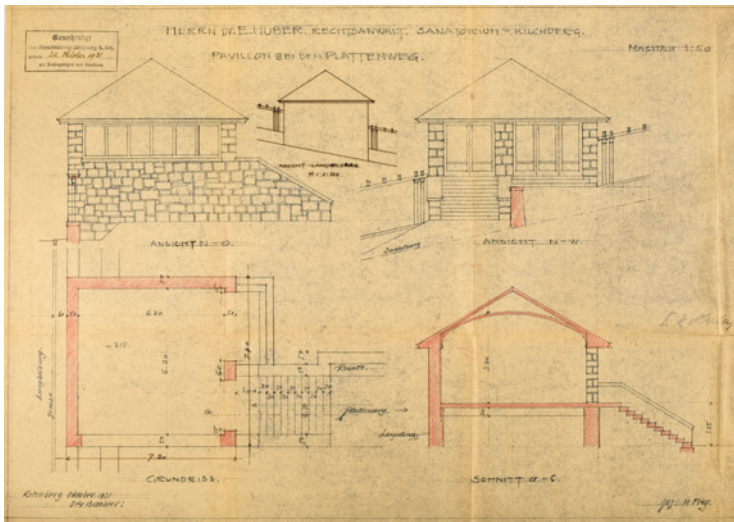
Sport und Unterhaltung sollen ebenso den Ansprüchen eines Sanatorium-Aufenthalts entsprechen. Der Prospekt des Hauses von 1930 erwähnt: «Günstige Gelegenheit für Sommer- und Wintersport. Spaziergänge in die nähere und weitere Umgebung. Ausflüge im Auto und Schlitten. Eigenes Bade- und Bootshaus am See. Kegelbahn, Croquettespiel, Turnanlage im Park. Billard, Radio, Unterhaltungs- und Konzertabende. Reichhaltiger Lesestoff.»

Die Umgestaltung des Gartens und die Renovierungen der Gebäude Ende der zwanziger und Anfang der dreissiger Jahre sind ebenfalls der «Idee Sanatorium» verpflichtet. Nach Entwürfen des bekannten Schweizer Gartenarchitekten Gustav Ammann wird der Anlage ein Freischwimmbcken mit Pavillon hinzugefügt, dessen Deckenfresko auf eine Szene im *Zauberberg* anspielt. Und schliesslich sind es weitere schmückende Details – ein Affenkäfig, ein Alpinum mit Bergkräutern und eine Statue der Venus im Zentrum des Parks –, die dem Sanatorium Kilchberg in den dreissiger und vierziger Jahren eine fast schon feudale Ausstrahlung geben und von manchem Patienten mit ironischem Augenzwinkern kommentiert werden.

Wer sich hier behandeln lässt, kann sich als Patient einer psychiatrischen Klinik oder wahlweise als Kurgast eines Schweizer Sanatoriums sehen. In einem gesellschaftlichen Gefüge, in dem seelische Erkrankungen mit subtilen und oft auch rabiaten Mechanismen der Ausgrenzung verbunden sind, hat diese alternative Betrachtungsweise einen entlastenden Effekt. Programmatisch heisst es in einem Prospekt des Jahres 1947: «Sinn und Gestalt eines privaten Nervensanatoriums prägen sich wohl um so reiner aus, je entfernter einerseits seine Anlage dem Bild der üblichen Heil- und Pflegeanstalt steht, je überzeugender andererseits sich seine Atmosphäre derjenigen des Kurhauses nähert.»



Auch ein Affenkäfig gehörte zum Tierpark des Sanatoriums, 1923



links: Bauzeichnung des Gartenpavillons von Hugo Frey, 1931
unten: Schwimmbad und Pavillon um 1945



«Der Sommer», Ausschnitt des Deckenfreskos «Die vier Jahreszeiten» (1933), Pavillon, Sanatorium Kilchberg

Parkgestaltung durch Gustav Ammann

Anfang der 1930er Jahre verändert sich das Gelände des Sanatoriums tiefgreifend, gelten die baulichen Ambitionen seines Besitzers doch vor allem der Vergrößerung und Neugestaltung des Parks. Welch eminente Bedeutung Emil Huber dem neuen Park beimisst, beweist er damit, dass er den seinerzeit renommiertesten Schweizer Gartenarchitekten, Gustav Ammann, mit der Neugestaltung beauftragt. Am 5. Juni 1931 hält sich Ammann in Kilchberg auf und vermisst das Sanatoriumsgelände. Seine drei erhaltenen Projektpläne sehen die Verdoppelung der bestehenden Gartenterrasse nach Süden vor. Auf den beiden ersten Plänen projiziert er für die neue Terrassenhälfte eine rechteckige Rasenfläche mit einem nur 60 cm tiefen Wasserbecken, umgeben von einer Pergola. Auf die Hangkante darüber setzt er langgezogene Badehäuser mit Arkaden. Da sich der Auftraggeber zu keinen aufwendigen Hochbauten entschliessen kann, beschränkt sich Ammann bei seinem letzten Plan auf die neue Terrassenhälfte. Er sieht hier ein grosses, bis zu 1.70 m tiefes Schwimmbecken vor, hangseits flankiert von einem länglichen Sandplatz. Als neues Ele-

ment schlägt er in der Südostecke einen würfelförmigen Pavillon vor. Eine von Plattenwegen durchkreuzte Rasenfläche soll die alte Gartenterrasse mit dem Schwimmbad verbinden.

Weder Ammann noch die Firma Otto Froebels Erben, als deren leitender Gartenarchitekt Ammann tätig ist, führen die Arbeiten aus, sondern Unternehmer aus Kilchberg. Die Ausführungspläne für das Schwimmbad und den mauergesäumten Sandplatz zeichnet, getreu den Ammannschen Vorgaben, der Kilchberger Architekt R. Stutz, die Ausführung obliegt dem lokalen Baugeschäft M. Lanfranconi. Das Baubüro des Sanatoriums ist für die Geländeterrassierung und das Anlegen der Plattenwege zuständig; die Quarzplatten werden aus Barge im Piemont angeliefert. Der Kilchberger Maler und Innendekorateur Hugo Frey projiziert den Gartenpavillon. Während Gustav Ammann einen offenen Pavillon mit Flachdach vorgesehen hat, entwirft Frey einen rustikalen Kubus mit Zeltdach und Kamin, der im Innern ein kulturhistorisches Juwel birgt: das Deckenfresko von 1933, das «die vier Jahreszeiten» zeigt.

Auffallend ist vor allem die Darstellung des Sommers mit badenden jungen Menschen, die sich über der Fensterfront zum Zürichsee erhebt. In der Gestaltung der Szene spiegeln

sich Einflüsse der Lebensreformbewegung, die in der Schweiz zu Beginn des 20. Jahrhunderts auf dem Monte Verità ansässig wird. Die Bewegung propagiert eine Befreiung von den Fesseln der Zivilisation durch einen natürlichen und ursprünglichen Lebensstil. In der damit verbundenen Freikörperkultur wird Nacktheit zum sichtbaren Zeichen eines neuen Bewusstseins für den menschlichen Körper, der sich im unmittelbaren Kontakt mit den Elementen Licht, Luft, Wasser und Erde frei und harmonisch zu entfalten sucht. Dieser Leitgedanke lässt sich nahtlos mit dem Programm eines Sanatoriums verbinden, das ebenso wie die Lebensreform auf die heilenden Kräfte der Natur setzt und in der Behandlung körperlicher und seelischer Leiden auf vielfältige Weise von deren Grundelementen Gebrauch macht. Zugleich enthält das Fresko Anspielungen auf den «Schneetraum» in Thomas Manns *Zauberberg*, der wenige Jahre vor der Gestaltung des Deckenfreskos erscheint. Der Roman macht das Schweizer Sanatorium zu einem literarischen Topos, der seinerseits die Wahrnehmung und Selbstdarstellung dieser Institution prägt. Das Deckenfresko im Pavillon des Sanatoriums Kilchberg bietet hierfür ein aussergewöhnliches Beispiel.

Aussicht auf Heilung auch für «Minderbegüterte»

Die Schweiz als «Gesundheitsparadies» zieht ein illustres internationales Publikum an. Aristokraten und Bourgeoise, Politiker und Industrielle, Künstler, Literaten und andere Vertreter der «Bohème» bevölkern die Sanatorien von Basel und Zürich bis hinauf ins Hochgebirge. Dies umso mehr, als das Land in der Zeit der beiden Weltkriege vielen als eine «Friedensinsel» erscheint. 1943 betitelt die Schweizer Verkehrszentrale eine englischsprachige Sondernummer ihrer Werbezeitschrift: «Switzerland – Fount of Health». «Health» meint dabei weit mehr als nur ein Freisein von Krankheiten und Krankheitssymptomen, nämlich Teilhabe an vielfältigen geistigen, kulturellen und sportlichen Angeboten – im sicheren Refugium eines Sanatoriums. Gleichzeitig muss sich die Institution gegen ein «selbst unter Ärzten verbreitete[s] Vorurteil» zur Wehr setzen: «Das Sanatorium ist durchaus nicht ausschliesslich für die Reichen bestimmt», erklärt Cattani im *Schweizerischen Bäderbuch*. «Für den mässig Wohlhabenden, ja auch den Minderbegüterten bedeutet das Sanatorium im Blick auf das vorzüglich Gebotene und die Aussicht auf Heilung häufig eine Ersparnis.» Diese Auskunft ist in einem Prospekt des Sanatoriums Kilchberg aus den 1920er Jahren noch pointierter formuliert: «Die Preise der Anstalt für ärztliche Behandlung und Verpflegung sind äusserst bescheidene. Es soll auch den weniger bemittelten Klassen möglich gemacht werden, sich der Dienste einer privaten Anstalt zu erfreuen.»



*Schacht des Sodbrunnens, 17. Jahrhundert,
Sanatorium Kilchberg*

*Kranke (rechts) auf dem Weg zu Asklepios und seinen
beiden Töchtern, Hygieia und Panakeia, Wandrelief am
Gebäude des Hauses C, Sanatorium Kilchberg*



*Kranke (links) auf dem Weg zum göttlichen Asklepios und seiner
Familie. Hinter Asklepios ist Hygieia nur in Andeutung als
Flachrelief sichtbar. Es folgen die beiden Söhne Machaon und
Podaleirios, anschliessend drei weitere Töchter – unter ihnen
Panakeia. Votivrelief aus der Stadi Thyrea in Argolis.*

Die antiken Wurzeln des Sanatoriums

Das vermutlich älteste Bauwerk auf dem Areal ist eine Brunnenanlage aus dem 17. Jahrhundert, die im Zuge von Bauarbeiten in den 1970er Jahren wiederentdeckt und freigelegt wurde. Am Fusse des zwölf Meter tiefen Schachtes zeigt sich noch heute kristallklares Wasser. Seit der Antike gehören Quellen und Brunnenanlagen zum unverzichtbaren Repertoire einer Heilstätte. Karl Kerényi schreibt in seinem Buch *Der göttliche Arzt* aus dem Jahr 1956: «Das Wasser war für die Griechen eine Art Verbindung mit den Erdtiefen.»

In unmittelbarer Nähe der Brunnenanlage des Sanatoriums Kilchberg befindet sich ein Gebäude (heute Haus C), dessen Geschichte ebenfalls ins 17. Jahrhundert zurückreicht. Unterhalb seines Giebels wurde in späterer Zeit ein Relief angebracht. Auch ohne Inschriften und Attribute lässt sich die dargestellte Szene aufgrund antiker Vorlagen identifizieren: Es handelt sich um die Begegnung hilfeschender Kranker mit Asklepios und seinen beiden Töchtern Hygieia und Panakeia.

Asklepios gilt in der griechischen Mythologie als Gott der Heilkunst. An seiner Seite erscheint oft Hygieia

als Schutzpatronin der Gesundheit. Ihre Schwester Panakeia (griechisch «alles heilend») wird als Göttin der Heilpflanzenkunde verehrt. Das Relief signalisiert nicht nur, dass Kranke an diesem Ort willkommen sind und ärztliche Hilfe erwarten dürfen, sondern es lässt auch erkennen, welcher Tradition sich die angebotene Hilfe verpflichtet weiss. Zu Beginn des Hippokratischen Eides werden Asklepios und seine beiden Töchter namentlich angerufen: «Ich schwöre bei Apollon, dem Arzt, und Asklepios, Hygieia und Panakeia, sowie alle Götter und Göttinnen als Zeugen anrufend, dass ich nach bestem Vermögen und Urteil diesen Eid und diese Verpflichtung erfüllen werde.»

Antike Heilstätten waren Kraftorte und Refugien, meist ausserhalb der Städte auf einer Anhöhe gelegen, da dort die Luft klarer und sauberer war. Wurde ein Patient in eine solche Heilstätte aufgenommen, war der erste Schritt eine innere und äussere «Katharsis» (Reinigung), bei welcher der Gebrauch des Wassers sowohl praktische als auch symbolische Bedeutung hatte. Der zweite Schritt bestand darin, die erkrankte Person durch rituelle Handlungen in einen aufnahmebereiten Zustand zu versetzen. Anschliessend wurde sie ins Abaton geführt, wo die «incubatio» – eine Art Traumtherapie – von statten

ging. Während des Aufenthalts fanden Gespräche mit einem Arzt über die anzuwendenden Heilmethoden statt, wozu Bäder, Entspannungskuren und medikamentöse Therapien, aber auch kulturelle Angebote gehörten. Für den Zeitraum der Behandlung bezog der Patient ein Zimmer im Gästehaus.

Von entscheidender Bedeutung für den Erfolg der Behandlung in einer Heilstätte war aber etwas anderes. Karl Kerényi, der sich am Ende seines Lebens ins Sanatorium Kilchberg zurückzog, beschreibt es in *Der göttliche Arzt* so: «Dem Kranken wurde Gelegenheit geboten, die Heilwendung, deren tiefste Grundlagen er in sich selbst trug, selbst herbeizuführen. Es wurde dazu eine Umgebung geschaffen, die ähnlich wie die modernen Luft- und Wasserkurorte das Störende und Ungesunde der Umwelt möglichst fernhielt, und die [...] dazu beitrug, dass tiefste Schichten im Menschen ihre heilenden Möglichkeiten verwirklichten.» Die antike Idee von Heilung, die nicht allein am Können des Arztes, sondern an den Wirkkräften der Natur und den Ressourcen des Individuums ausgerichtet ist, wurde in den Sanatorien des 19. und 20. Jahrhunderts wiederbelebt und prägt bis heute das therapeutische Selbstverständnis des Sanatoriums Kilchberg.

Das Sanatorium Kilchberg als Refugium

Während der beiden Weltkriege wird das Sanatorium Kilchberg zu einem Zufluchtsort. Im Ersten Weltkrieg sind es vor allem Künstler und Schriftsteller, im Zweiten Weltkrieg jüdische Emigranten und politisch Verfolgte, die im Sanatorium Unterkunft finden. Auch nach dem Krieg ist die Klinik ein Refugium – und für manchen eine zweite Heimat.

1913 übernimmt Hans Huber die ärztliche Leitung des Sanatoriums Kilchberg. Mit einer Unterbrechung von zwei Jahren bleibt er bis 1946 im Amt – länger als jeder andere. Hubers Wirken in Kilchberg fällt in eine Epoche, in der Europa in unvorstellbarem Ausmass von Kriegen, Revolutionen, staatlichem Terror, politischer Verfolgung und Völkermord erschüttert wird. Existenziell bedroht, fliehen etliche Millionen Menschen aus ihrer Heimat. Viele Emigranten suchen Zuflucht in der Schweiz – sei es als Durchgangsstation oder in der Hoffnung, hier ein neues Leben zu beginnen. Der Flüchtlingsstrom löst heftige politische Kontroversen aus. Bereits 1917, in der Spätphase des Ersten Weltkriegs, wird die Eidgenössische Fremdenpolizei unter Heinrich Rothmund gegründet. Dem Justizministerium unterstellt, setzt sich die Fremdenpolizei von Beginn an das Ziel, den «Zuzug von Fremden» zu erschweren. Der von Teilen der Bevölkerung getragenen und von staatlichen Behörden verfolgten Politik der «Abwehr» steht das Engagement vieler Schweizerinnen und Schweizer gegenüber, die sich für die Belange der Flüchtlinge einsetzen und ihnen Schutz zu gewähren.

Fingierte Atteste

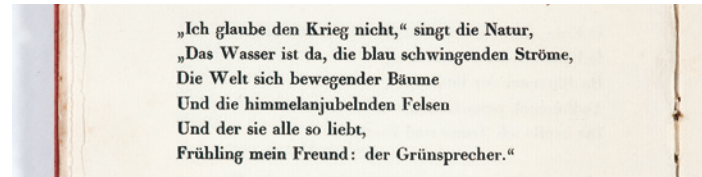
Während des Ersten Weltkriegs sind es vor allem Künstler und Schriftsteller, denen Hans Huber – als Arzt und Freund – seine Hilfe anbietet. Mit der zeitgenössischen Kunst und Literatur vertraut, lernt er in den Zürcher Künstler-Cafés die Dadaisten um Hugo Ball und Hans Arp kennen, die von Deutschland und Österreich nach Zürich übersiedelt sind, um nicht an einem Krieg teilnehmen zu müssen, den sie für menschenverachtend und sinnlos halten. Von besonderer Art ist Hubers Beziehung zu Albert Ehrenstein, einem expressionistischen Dichter, der sich ebenfalls in Zürich aufhält. Mit dem Gedicht «Wanderers Lied», das Karl Kraus 1910 in der Zeitschrift *Die Fackel* veröffentlichte, wurde Ehrenstein über Nacht bekannt. 1911 erschien die Erzählung *Tubutsch* mit Illustrationen von Oskar Kokoschka. Während des Ersten Weltkriegs verbringt Ehrenstein etwa eineinhalb Jahre in der Schweiz mit mehrmonatigen Aufenthalten im Sanatorium Kilchberg. Dort erstellt er auch das Manuskript für seinen Gedichtband *Die rote Zeit*. An Ida Ehrenstein schreibt er am 22. Dezember 1917: «Ich tippe jetzt täglich einige Stunden für die rote Zeit. Im Sanatorium schrieb ich ca. 200 Seiten, die ich später überarbeiten werde.» Mithilfe fingierter Atteste und Bescheinigungen bewahrt Huber Ehrenstein im Sommer 1917 davor, sich einer «Landwehrmusterung» unterziehen zu müssen und womöglich doch noch zum Kriegsdienst einberufen zu werden. Damit nicht genug, trägt Huber entscheidend dazu bei, dass Carl Ehrenstein – ein Bruder des Dichters – in die Schweiz einreisen darf.



Oskar Kokoschka, Porträt Albert Ehrenstein, 1914



Bekanntgabe der Landsturmusterung für in der Schweiz lebende Staatsangehörige der österreichisch-ungarischen Monarchie, Zürich, 13. August, 1917



Aus: Albert Ehrenstein, *Die rote Zeit*, Berlin: S. Fischer, 1918



Albert Ehrenstein, *Tubutsch*, mit Zeichnungen von Oskar Kokoschka



Dr. Hans Huber demonstriert einen katatonen Stupor (Sanatorium Kilchberg, 1920).

Arzt und Künstler als Komplizen

Es gibt zahlreiche Geschichten, die eine Art Komplizenschaft zwischen Arzt und Künstler verraten, wenn es darum geht, psychische Erkrankungen zu attestieren. Ein Beispiel hierfür ist auch die militärische Musterung Hans Arps, die Hans Richter in seinem Buch *Dada-Profile* schildert: »Eines Tages war er gezwungen, sich, begleitet von unserem Freund und Beschützer Dr. Huber, auf dem Generalkonsulat in Zürich vorzustellen. Seine Kriegsdiensttauglichkeit, das heißt sein geistiger Zustand, sollte untersucht werden, da ja ernsthafte Zweifel daran bestanden, weil ein normaler Mensch weder Dadaist noch abstrakter Maler geworden sein könnte. Nach ausholenden Beruhigungsgesten führten die beiden untersuchenden Konsularärzte im weißen Kittel den nicht widerstrebenden Arp in ein großes Zimmer, sahen ihn genau an und fragten ihn dann, wie alt er sei. Arp zögerte, als ob er nachdächte, bat um ein Stück Papier und schrieb sein Geburtsdatum 16.9.87, 16.9.87, 16.9.87 ... bis die Seite voll war. Dann addierte er die Summe und reichte das Resultat den Examinatoren. Sie glaubten ihm.«

Dadaisten im Sanatorium Kilchberg

In seinem Buch *Dada-Profile* entwirft Hans Richter ein biografisches und künstlerisches Porträt vom Ärztlichen Leiter des Sanatoriums Kilchberg:

«Dr. Huber aus Kilchberg war unser Freund, der Freund Hardekopfs, Serners, Arps, Ehrensteins, Elisabeth Bergners und mancher anderer. [...] Er betrachtete uns trotz der täglichen öffentlichen Verrückterklärung in den Zeitungen, mit der Dada plakatiert wurde, keineswegs als «Kunden». Im Gegenteil, er schien vom Ungewöhnlichen unserer künstlerischen Versuche angezogen und nahm Dada oder wenigstens die Dadaisten so ernst wie seine Patienten. Soweit ich mich erinnere, kam er selten zu unseren Veranstaltungen. Statt dessen lud er uns dann in sein Sanatorium ein und führte uns herum. In einem abgeäugten Teil trafen wir einen Christus, sich selbst predigend, und Kranke, die die interessantesten Bilder malten. Dann aßen wir mit ihm und «ganz normalen» Patienten auf der schönen Terrasse mit dem Blick auf den Zürichsee. Ehrenstein, Elisabeth Bergner und ich wohnten wochenlang bei dem kunstliebenden Psychologen, dichte-

ten, ruderten und malten. [...] Ein ehemaliger Mathematikprofessor, noch ganz jung, erhob sich plötzlich nach dem Dessert von unserem Tisch und begann wie eine Isisstatue mit erhobenen Armen auf der Betonmauer der Terrasse hin- und zurück zu wandeln. Er behauptete, das gebe ihm das nötige seelische Gleichgewicht. Er und Christus, alle waren Hubers Kinder, zu denen er so freundlich und vernünftig redete wie mit uns. Unheimlich! Die «Idee fixe», die jene Kranken trieb, schien mir dadurch plötzlich in einem anderen Licht. Ihre ganze Besessenheit nur als eine Variante unserer Auch-Besessenheit. [...] Die sichere Seite des Gitters, an der wir standen, wir Kapitalisten einer unsicheren Vernunft, erschien mir moralisch unhaltbar. Ich bin Dr. Huber dankbar für die Einsichten, die ich damals gewann, und ich denke, auch heute noch, mit Dankbarkeit an ihn und an seine junge Frau.»

Aus: Hans Richter (1968): *Dada-Profile, Erinnerungen mit Zeichnungen, Photos und Dokumenten*. Zürich: Die Arche, S. 66f.



oben: Porträt Hans Huber von Hans Richter, 1917
unten: Porträt Frau Huber von Hans Richter, 1917



Handsignierte Fotografie von E. Bergner aus den 1920er Jahren

STADT-THEATER

Mittwoch, den 26. Juni 1918, abends 8 Uhr:

Antigone

Trauerspiel des Sophokles in der Uebertragung
von Friedrich Hölderlin.

*
Leitung der Aufführung: Oberregisseur Josef Danegger.
*

Personen:

Antigone	Elisabeth Bergner
Jsmene	Ilse Ewald
Kreon	Wilhelm Dieterle
Hämon	Walter Gynt
Tiresias	Gustav Czimeg
Eurydike	Helene Geissel-Fernau
Ein Wächter	Leon Richter
Ein Bote	Mihail Xantho
1. Greis	Heinrich Gretler
2. Greis	Arnold Kübler

Chor von Thebanischen Alten.

*

Schauspielpreise. – Serien-Abonnemente gültig ohne Aufzahlung.

Kassenöffnung 7 Uhr. Türöffnung 7¹/₄ Uhr. Anfang 8 Uhr. Ende 9¹/₄ Uhr.

Auf Antigone, ihre letzte grosse Rolle am Züricher Stadtheater, bereitet sich Elisabeth Bergner im Sanatorium Küchberg vor – und fährt zu den Vorführungen von Küchberg nach Zürich.

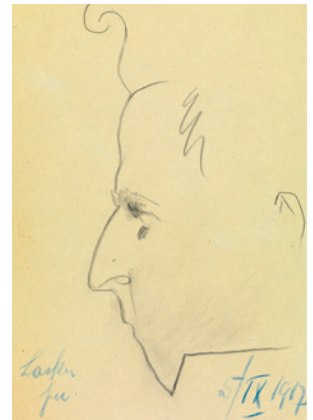
Das Sanatorium als Künstlertreffpunkt

Ehrensteins Reise nach Zürich im Januar 1917 hat nicht nur einen politischen, sondern auch einen ganz privaten Grund: Elisabeth Bergner. Ehrenstein ist in die junge SchauspielerIn vernarrt. Er ist nicht der einzige, der von ihrem elfenhaften Wesen in Bann geschlagen ist. Elisabeth Bergner steht am Beginn einer glanzvollen Karriere. In den 1920er und 1930er Jahren feiert sie auf der Bühne und auf der Leinwand Triumphe, 1935 wird sie sogar für einen Oscar nominiert. Doch in Zürich ist sie dem Publikum zunächst noch kein Begriff. Ehrenstein führt sie in die bewegte Literatur- und Kunstszene der Stadt ein. Nach und nach bildet sich ein eigener Zirkel, zu dem neben Schauspielern auch der Schriftsteller Leonhard Frank und der Bilderhauer Wilhelm Lehmbruck gehören. Als Künstlertreffpunkt dient neben den Cafés der Stadt auch das Sanatorium Kilchberg. Im Spätsommer 1917 stösst Else Lasker-Schüler für kurze Zeit zum Kreis um Albert Ehrenstein und Elisabeth Bergner. Die ebenso berühmte wie extravagante Dichterin ist in Sorge um ihren Sohn Paul, der im Herbst 1916 an Tuberkulose erkrankt und dazu an «Nervosität» leidet. Nach verschiedenen anderen Klinikaufenthalten wird Paul im August 1917 im Sanatorium Kilchberg aufgenommen. Seine Mutter begleitet ihn, lebt für einige Wochen in Zürich und ist regelmässig im Sanatorium zu Gast.

Elisabeth Bergner gelingt 1917 mit Shakespeares *Wie es euch gefällt* der künstlerische Durchbruch. Doch fällt ein Schatten auf jene Tage: Wilhelm Lehmbruck verliebt sich unsterblich in sie und verliert, unglücklich verheiratet, den Boden unter den Füßen. Elisabeth Bergner wendet sich an seine Ehefrau, um eine Klärung herbeizuführen, erreicht aber nichts. Die verzweifelten Avancen Lehmbrucks setzen ihr zu. Dazu erscheint ihr das bohe-



Paul Lasker ca. 1918



Paul Lasker: Porträt von Albert Ehrenstein. Bleistift auf Papier, 5.09.1917, angefertigt im Sanatorium Kilchberg

mehafte Leben mehr und mehr fade. Sie greift zum Morphium – und gerät dadurch erst recht ins Wanken.

Vom Frühjahr 1918 bis zum Ende ihres Zürcher Engagements im August 1918 zieht sich Elisabeth Bergner in das Sanatorium Kilchberg zurück. In Briefen, die sie an Freunde schreibt, klingt sie matt und melancholisch. Ihr Engagement im Stadttheater lässt sie dennoch nicht ruhen, und sie bereitet sich im Sanatorium auf ihre letzte grosse Rolle vor: Antigone.

Im August 1918 nimmt sie Abschied von Zürich und vom Sanatorium Kilchberg, in dem sie noch mit Albert Ehrenstein die Ferien nach Ende der Theatersaison verbringt. Ihr Weg führt zunächst nach Berlin. Ehrenstein begleitet sie. Dramatisch endet der Konflikt mit Wilhelm Lehmbruck: Er verlässt seine Familie, reist Elisabeth Bergner nach Berlin nach. Sie beschwört ihn zurückzukehren. Vergeblich. Als sie im März 1919 Berlin bereits in Richtung Wien verlässt, stürzt Wilhelm Lehmbruck in tiefste Verzweiflung und begeht Selbstmord. Für Elisabeth Bergner ist das ein Schock, ein letztes, schweres Nachbeben ihres Zürcher Aufenthaltes.

Mia Hesse-Bernoulli

Mit der Erzählung *Demian*, die Hermann Hesse 1919 zunächst unter dem Pseudonym Emil Sinclair veröffentlicht, steigt er endgültig zu einer der wichtigsten Stimmen der deutschsprachigen Literatur auf. Doch ist der Augenblick des Triumphs zugleich einer der grössten privaten Krisen: Durch Enttäuschungen und unerfüllte Erwartungen voneinander entfremdet, durchleben Mia Hesse-Bernoulli und Hermann Hesse (die gemeinsam drei Söhne haben) einen schmerzlichen Trennungsprozess – mit schweren Beschädigungen auf beiden Seiten. Hermann Hesse flüchtet sich in die Einsamkeit einer nomadischen Künstlerexistenz. Mia Hesse-Bernoulli erkrankt psychisch, wird mehrfach in Kliniken eingewiesen.

Zweimal hält sie sich im Sanatorium Kilchberg auf: Als sie im September 1919 mit ihren Söhnen Bruno und Heiner von Bern aus in ein neues Heim in Ascona umziehen möchte, stürzt sie in Gersau in eine schwere psychische Krise. Es ist ihr zweiter Zusammenbruch binnen Jahresfrist. Erst wenige Monate zuvor, im April 1919, wurde sie aus dem Sanatorium von Dr. Brunner in

Küsnacht entlassen. Jetzt weist der Bezirksarzt Dr. Erni sie in das Sanatorium Kilchberg ein.

Hermann Hesse wird von seinem langjährigen Therapeuten, dem Psychoanalytiker Josef Bernhard Lang, über Mias Rückfall informiert – und bittet ihn, Massnahmen einzuleiten, um eine möglichst rasche und endgültige Trennung von seiner Frau in die Wege zu leiten. Denn trotz aller Enttäuschungen: Mia kämpft um ihren Mann, möchte ihn und das gemeinsame Familienleben nicht aufgeben.

Lang, der in Hermann Hesse einen Seelenverwandten zu erkennen glaubt, spielt gerne die Rolle eines Mittlers. Er versucht, den Ärztlichen Direktor des Sanatoriums Kilchberg, Hans Huber, zu instrumentalisieren. Statt den Kontakt zu Mia Hesse-Bernoulli zu suchen, stempeln Lang und Hermann Hesse sie als chronisch geisteskrank ab und entscheiden über ihren Kopf hinweg über das Schicksal der Kinder: Bruno und Heiner kommen in eine Reformschule im Schwarzwald; Martin lebt bereits seit längerer Zeit als Pflegekind in Kirchdorf und soll dort bleiben.

Trotz aller Einredungen Langs lässt sich Hans Huber nicht vor den Karren spannen und stimmt sich stattdessen mit der Familie von Mia Hesse-Bernoulli in Basel ab. Um ihre

Genesung zu fördern, wird sie in eine andere Klinik überwiesen. Allmählich bessert sich ihr Zustand, und im Dezember 1919 kann sie entlassen werden. Als sie aber kurz darauf erfährt, dass Bruno und Heiner an der vermeintlichen Reformschule zur Arbeit gezwungen und missbraucht werden, ist sie entsetzt und holt die Kinder im Frühjahr 1920 zu sich nach Ascona. Dort steht sie vor einem schwierigen Neuanfang – und erleidet einen letzten Rückfall. Zunächst kommt sie in die kantonale Irrenanstalt Mendrisio, flieht aber am 25. Mai 1920 nach Kilchberg zu Dr. Huber, zu dem sie offensichtlich während ihres ersten Aufenthaltes Vertrauen gefasst hat. Auf den Leiter des Sanatoriums macht sie einen geordneten Eindruck. Eine schwere, krankhafte Erregung wie noch beim ersten Aufenthalt ist nicht festzustellen, eine dauerhafte Unterbringung in einer psychiatrischen Klinik nicht notwendig (auch wenn es weiterhin Anzeichen einer psychischen Erkrankung gibt).

Mit der Entlassung aus dem Sanatorium Kilchberg am 15. Juni 1920 endet für Mia Hesse-Bernoulli die Leidenszeit ihrer Internierungen in psychiatrischen Kliniken. Schliesslich willigt sie auch in die Trennung von Hermann Hesse ein – und findet dadurch wieder zu sich selbst.



Hermann Hesse mit seiner Frau Mia und Sohn Heiner in Bern, ca. 1913

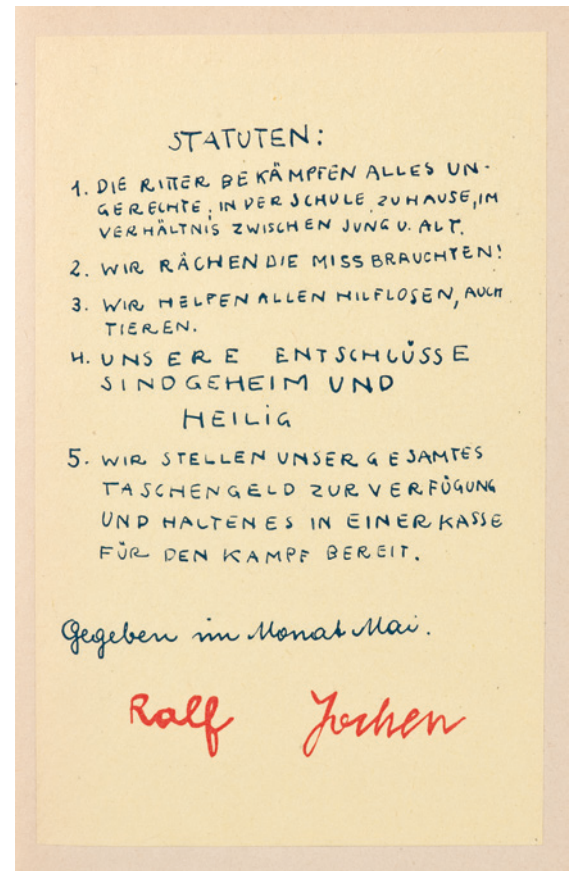
Jüdische Emigranten im Zweiten Weltkrieg

Kaum zwanzig Jahre später, an der Schwelle zum Zweiten Weltkrieg, wird das Sanatorium Kilchberg erneut zum Refugium. Diesmal sind es vor allem vor den Nationalsozialisten fliehende jüdische Emigranten, denen Hans Huber im Sanatorium Kilchberg Unterkunft bietet. Neben seiner politischen Gesinnung hat Huber auch persönliche Beweggründe: Seine eigene Frau, Katja, ist Jüdin.

1938 und 1939 weist die Klinik eine auffallend hohe Zahl an jüdischen Patienten auf. 1938 sind im «Pensionsbuch», das die Aufnahmen selbstzahlender Gäste und Patienten enthält, 13 Personen mit jüdischer Religionszugehörigkeit verzeichnet – bei insgesamt 47 Neuzugängen. 1939 steigt die Zahl auf 19 Personen an, davon 12 aus dem europäischen Ausland. Bei 51 verzeichneten Neuaufnahmen liegt der Anteil von Personen mit jüdischer Religionszugehörigkeit damit bei 37 Prozent. Ab 1940, als noch einmal fünf jüdische Personen in der Klinik gemeldet sind, nimmt deren Zahl deutlich ab.

Für das Jahr 1941 ist nur ein einziger Aufenthalt eines Flüchtlings mit jüdischen Wurzeln im Sanatorium Kilchberg belegt: Vom 28. April bis zum 12. Juli 1941 ist der gebürtige Berliner Hanno Zeiz (der nach dem Krieg den Namen Thomas Sessler annehmen wird) in der Klinik.

Nicht allein wegen seiner jüdischen Herkunft, sondern auch wegen seiner politischen Überzeugung bedroht, beteiligt sich Hanno Zeiz von der Schweiz aus am Widerstand gegen das NS-Regime – und gerät damit in den Fokus der Fremdenpolizei. In Zürich gründet er den *Neuen Bühnenverlag*, der zum Treffpunkt österreichischer Emigranten wird. Zugleich dient das Büro an der Theaterstrasse 4 als Zentrale für Widerstandsaktivität und geheimdienstliche Tätigkeit. Der Publizist Robert Jungk vermittelt ihm den Kontakt zu amerikanischen Verbindungsoffizieren. Ausserdem lernt Zeiz den Philo-



Aus: Thomas Sessler (alias Hanno Zeiz) «Fünf gegen eine ganze Stadt – Eine Geschichte für die Jugend». Die pädagogische Absicht des Buches ist von Sesslers Erfahrungen als Widerstandskämpfer geprägt.

sophen und Psychoanalytiker Walter Hollitscher kennen, der die Widerstandszeitung *Der freie Österreicher* herausgibt. Hanno Zeiz beteiligt sich daran und sucht mit Hollitscher nach Wegen, die Zeitung über die Grenze zu schmuggeln. Zweimal gelingt es, aber bei der dritten Nummer kommt ihnen die Schweizer Polizei auf die Spur. Hanno Zeiz verliert seine Arbeitserlaubnis, wird mit weiteren Helfern inhaftiert und anschliessend interniert.



*Eduard Claudius
(alias Eduard Schmidt)
als Kämpfer der
internationalen
Brigaden im Spanischen
Bürgerkrieg*

Albert Ehrenstein und Eduard Claudius

Ein ähnliches Schicksal wie Hanno Zeiz erleidet bereits zu Beginn des Zweiten Weltkriegs Eduard Claudius. Der bekennende Kommunist flieht 1934, ein Jahr nach der nationalsozialistischen Machtübernahme, in die Schweiz und unterstützt von hier aus die antifaschistische Propaganda. Einer drohenden Verhaftung entzieht er sich 1936 durch erneute Flucht, kämpft im Spanischen Bürgerkrieg gegen die Truppen Francos und kehrt nach mehrfachen Verwundungen 1939 in die Schweiz zurück. Mit falschen Papieren ausgestattet, besucht er Albert Ehrenstein, einen früheren Weggefährten, im Tessin.

Ehrenstein reagiert – wie Eduard Claudius in seinen Memoiren *Ruhelose Jahre* berichtet – entsetzt: «Was suchen Sie in der Schweiz? Verstehen Sie nicht, dass Sie sich in eine Falle begeben haben? Jeder versucht hinauszukommen, um Hitler zu entgehen, und Sie kommen hierher. Sie müssen hinaus, irgendwohin, nach China oder den USA oder Mexiko. Nur noch wenige Monate, und Hitler wird seinen Weg durch die Schweiz nehmen, um nicht die Maginotlinie überrennen zu müssen.»

Nach dem deutschen Einmarsch in Polen am 1. September 1939, der den Beginn des Zweiten Weltkriegs markiert, werden Asylanten in der Schweiz aufgefordert, sich zur Überprüfung ihrer Aufenthaltsgenehmigung bei den Behörden zu melden. Eduard Claudius und Albert Ehrenstein müssen das Tessin verlassen. Claudius befürchtet «jahrelange Internierung in Gefängnis und Lager». Auch Ehrenstein reagiert zunächst fassungslos, doch dann kommt ihm ein möglicher Ausweg in den Sinn. Während des Ersten Weltkriegs hatte er unter ähnlichen Umständen im Sanatorium Kilchberg Zuflucht gefunden. Zu Dr. Hans Huber, dem Ärztlichen Leiter des Sanatoriums, steht er noch immer in vertrautem Kontakt. Bereits am 11. September kann Ehrenstein an Hermann Hesse berichten: «Ich habe Brissago liquidiert und konnte meine Sachen im Sanatorium Kilchberg unterstellen – ob ich jemals werde auspacken können, ist eine kaum zu bejahende Frage an das Schicksal. [...] Meine Bekannten hier in Zürich sind bereits sämtlich mit Flüchtlingen und Emigrantenkindern gesegnet.»

«Seelische Depressionen wegen illegaler Erlebnisse»

Auch für Eduard Claudius findet sich ein Ausweg. Hans Huber erklärt sich bereit, ihm Unterkunft zu gewähren – allerdings unter strenger Geheimhaltung. Ausser ihm selbst soll niemand im Sanatorium von der wahren Geschichte Kenntnis erhalten. Zudem soll ein ordentlicher stationärer Aufenthalt mit Diagnose, Behandlung und Aktenführung vorgetäuscht werden. Doch hierzu braucht der psychiatrisch unerfahrene Claudius noch eine praktische Unterweisung, die er von Ehrenstein erhält. «Er gab mir erst einmal Unterricht im ‹Verrücktspielen›», schreibt Claudius in seinen Memoiren. «Sein psychologisches Wissen, seine Kenntnis der verwickelten seelischen Probleme waren denen eines Nervenarztes ebenbürtig, wenn nicht überlegen. Ich war so gut präpariert, dass ich mich, als ich zur ersten Konsultation zu einem Nervenarzt ging, beinahe schon krank fühlte. Der Arzt schüttelte bedenklich den Kopf und wies mich in die gleiche Anstalt ein, in der AE [Albert Ehrenstein] seiner Mobilisierung entgangen war. Der Leiter der Anstalt war informiert. Der untersuchende Arzt jedoch nahm mich ahnungslos als wirklichen Patienten. Man behielt mich gleich da. Die Diagnose: schwere seelische Depressionen auf Grund langwährender illegaler Erlebnisse.» Die ersten Wochen seines Aufenthalts nutzt Claudius, um sich von den Strapazen der Flucht zu erholen und den begonnenen Roman *Grüne Oliven und nackte Berge* fortzusetzen, der von seinen Erlebnissen während des Spanischen Bürgerkriegs geprägt ist. Die Abende verbringt er im «Gesellschaftssaal» und beobachtet seine Mitpatienten: «Ein Engländer las die Bibel. Es war eine deutsche Ausgabe, und er las, das Buch auf den Kopf gestellt. Ein Kranker kroch auf dem Boden, bellte und apportierte. Er fühlte sich als Hund. Zwei ältere Frauen hielten sich umschlungen und flüsterten miteinander. Als ich näher

trat, hörte ich nur Gebrabbel. [...] Ich versuchte zu ergründen, was ich tun müsse, um vor den wachsamen Augen der beiden Wächter als Kranker zu erscheinen. Es fiel mir nichts ein. Einzig, wenn sich leise eine Tür öffnete und wieder zu gemacht wurde, schrak ich heftig zusammen, als habe es einen Kanonenschlag gegeben. Das gehörte zu meinem ‹Programm›.» (E. Claudius, *Ruhelose Jahre*) Als Therapie werden ihm tägliche Fahrten nach Zürich verordnet, wo er sich mit Albert Ehrenstein trifft. «Seine ewige Frage war: Hast du auch arbeiten können? Schreibst du täglich eine Seite?» (E. Claudius, *Ruhelose Jahre*)

Die Atempause, die Eduard Claudius im Sanatorium Kilchberg vergönnt ist, findet mit einer unerwünschten Begegnung ein jähes Ende: «Eines Tages, als ich eben im Begriff war, das Zimmer zur täglichen Fahrt nach Zürich zu verlassen, wurde ich von einem Wächter aufgefordert, in das Besuchszimmer zu gehen. Bedeutungsvoll sagte er: ‹Zwei Herren warten auf Sie!› Im Besuchszimmer wurde ich aufgefordert, wegen Fluchtverdacht meinen Gürtel abzugeben. Ich war verhaftet. Noch versuchte ich den Kranken zu spielen, sprach nur spanisch, und da ich annahm, die Polizisten verstünden mich [nicht], verfluchte ich sie mit allen spanischen Flüchen, die ich kannte. Einer aber sagte ruhig: ‹Machen Sie kein Theater. Sprechen Sie mit uns Schweizer Deutsch. Sie können es doch.›» (E. Claudius, *Ruhelose Jahre*)

Claudius wurde zu drei Wochen Haft verurteilt «wegen Übertretung der fremdenpolizeilichen Vorschriften» und ins Zuchthaus Witzwil überführt. «In der täglich zehnstündigen Arbeitszeit musste ich Rosenkohl säubern, den das Zuchthaus an die grossen Hotels in den Bergen lieferte. Körbweise, säckeweise Rosenkohl, immer wieder Rosenkohl. Noch jahrelang konnte ich dieses Gemüse nicht mehr essen.» (E. Claudius, *Ruhelose Jahre*) Nach Vollzug der Haftstrafe soll er zunächst an die deutschen Behörden ausgeliefert werden. Doch Albert Ehrenstein und Hans Huber setzen sich erneut für ihn

ein. An den Anwalt von Eduard Claudius schreibt Huber am 3. November 1939: «Nach unserer näheren ärztlichen Bekanntschaft mit dem Manne, möchten wir ihm wünschen, dass ihm als politischer Flüchtling das Aufenthaltsrecht in der Schweiz zugebilligt würde.»

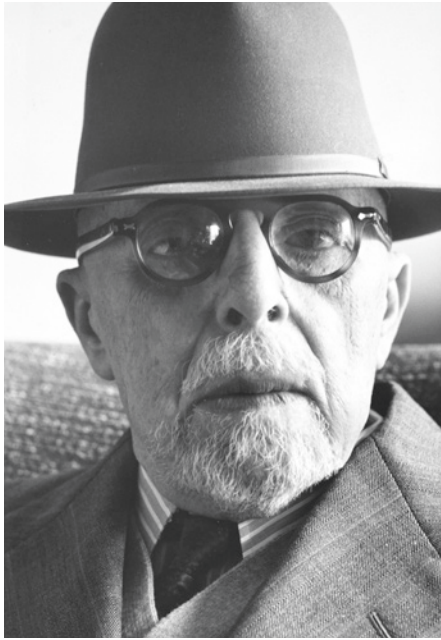
Anstelle einer Ausweisung nach Deutschland wird Claudius schliesslich in ein Schweizer Arbeitslager überführt, das er erst gegen Ende des Krieges verlassen kann. Albert Ehrenstein kommt 1940 mit finanzieller Unterstützung der Jüdischen Gemeinde Zürich erneut im Sanatorium Kilchberg unter und erhält am 31. März 1941 ein Einreisevisum für die USA.

Exkurs —

Lebensläufe und Schicksale

Albert Ehrenstein schlägt sich in den USA mit literarischen Gelegenheitsarbeiten durch. 1948 reist er für einige Monate nach Europa, um einen Verlag für die Gesamtausgabe seiner Werke zu finden. Nach ergebnislosen Verhandlungen kehrt Ehrenstein enttäuscht nach New York zurück, wo er am 08. April 1950 in einem Armenhospiz stirbt.

Eduard Claudius kehrt im Juli 1945 nach Deutschland zurück. Von 1945 bis 1947 arbeitet er als Pressechef des bayerischen Ministeriums für Entnazifizierung. Danach übersiedelt er in die Sowjetische Besatzungszone und wird 1956 in den diplomatischen Dienst der DDR aufgenommen. Von 1959 bis 1961 ist Claudius als Botschafter der DDR in Nordvietnam tätig. Sein literarisches Werk umfasst Romane, Erzählungen, Reportagen und Memoiren. Der autobiografisch geprägte Roman *Grüne Oliven und nackte Berge*, an dem er während seines Aufenthalts im Sanatorium Kilchberg arbeitet, erscheint 1945 und macht ihn in der Nachkriegszeit weit hin bekannt.



Friedrich Wilhelm Foerster: Wahlheimat Kilchberg

Als seine Frau Marie im Februar 1963 nach über einem halben Jahrhundert Ehe im Sterben liegt, ist Friedrich Wilhelm Foerster 93 Jahre alt. Ihr gemeinsamer Lebensweg ist geprägt von seinem Schicksal als Emigrant: Foerster – engagierter Pädagoge, Philosoph, gefragter (und verfemter) politischer Schriftsteller – blickt auf über vierzig Jahre Exil zurück. Nach verschiedenen europäischen Stationen ist seit dem 23. Dezember 1940 New York sein Zuhause. Eine Heimat wird ihm die Stadt, wird ihm Amerika in all dieser Zeit nicht. 1956 hält er in einer Briefnotiz fest: «Leider [muss ich] offen gestehen, dass ich mich in diesem Lande in keiner Weise einwurzeln konnte [...]. Ich bin von ganzer Seele Europäer und nicht ein Mensch der Neuen Welt.» Mit Maries Tod ändert sich die Situation. Doch Foerster ist nicht mehr in der Lage, die notwendigen Vorbereitungen für eine Heimkehr zu treffen. Er leidet unter den Folgen eines Schlaganfalls. Elisa Spahn-Gujer, Geschäftsführerin des Vereins «Schweizer-Friedrich-Wilhelm-Foerster-Hilfe» wendet sich an das Sanatorium Kilchberg, das sein Spektrum unter der Leitung von Walter Schneider um eine gerontopsychiatrische Station erweitert hat. Der Ärztliche Leiter, Urs Martin Strub – in seiner Jugend ein begeisterter Leser von Foerstes Schriften – signalisiert umgehend die Bereitschaft, Foerster in der Klinik aufzunehmen und ihm einen würdevollen Lebensabend zu ermöglichen. Der Tag der Ankunft wird auf den 30. Mai 1963 festgesetzt.

Für Foerster ist die Übersiedlung in die Schweiz eine Rückkehr in seine zweite, seine Wahlheimat. Deutschland, wo er 1869 geboren wird und in dem er seine Kindheit und Jugend verbringt, kommt für ihn nicht in Frage. Als Kaiser Wilhelm II. bei der jährlichen Sedan-Feier Sozialdemokraten als «vaterlandslose Rotte» verunglimpft, erwidert Foerster in einem Aufsatz, bevor man

8802 Kilchberg ZH, im Januar 1966

An unsere Verwandten und Freunde.

Für die vielen warmen Kundgebungen der Teilnahme und Hochschätzung beim Abschied unseres lieben Bruders und verehrten Freundes

Professor Dr. Friedrich Wilhelm Foerster

sowie für die prächtigen Kranz- und Blumenspenden und die liebevolle Betreuung im Sanatorium Kilchberg durch die Herren Ärzte, die Schwestern und Pfleger danken von Herzen:

Die Geschwister,

*Prof. Dr. Karl und Eva Foerster, Potsdam-Bornim
Frau Martha Kühl-Foerster*

*Der Freundeskreis der Friedrich-Wilhelm-Foerster-
Gesellschaft, mit Sitz in Bonn*

Die Schweizer Foerster-Freunde

*oben: Porträtfoto von Friedrich Wilhelm Foerster aus den 50iger Jahren
unten: Danksagung von Familie und Freunden nach dem Tod von Friedrich
Wilhelm Foerster*

von der arbeitenden Klasse eine vaterländische Gesinnung erwarte, müsse man ihr überhaupt erst ein wirkliches Vaterland schaffen. Wegen «Majestätsbeleidigung» wird er zu drei Monaten Festungshaft verurteilt, die er in Danzig absitzt. Da ihm in Deutschland die Fortsetzung seiner wissenschaftlichen Karriere auf lange Sicht verwehrt ist, geht er in die Schweiz. Für die folgenden sechzehn Jahre ist Zürich sein Lebensmittelpunkt (und der Ort, an dem er seine Frau Marie kennenlernt).

Als Foerster, inzwischen eine Berühmtheit, nach 1918 die Schuld am Ersten Weltkrieg unmissverständlich Deutschland und seiner politischen Führung zuweist, schreit die politische Rechte auf: Vaterlandsverrat! In den hitzigen, gewaltbereiten ersten Jahren der Weimarer Republik gerät er zusehends in Gefahr.

1940, nach dem Einmarsch der deutschen Wehrmacht in Frankreich, muss Foerster um sein Leben fürchten. Den Nationalsozialisten gilt er als «Staatsfeind Nr. 1», die Gestapo ist ihm auf den Fersen. Von den Savoyer Alpen schlägt er sich in die Schweiz durch, stellt dort einen Antrag auf Asyl. Inzwischen ist Foerster aber nicht mehr deutscher, sondern französischer Staatsbürger. Der Schweizer Bundesrat lehnt den Antrag (vermutlich auf Drängen des deutschen Gesandten) ab. Rettung bringt eine Einladung des portugiesischen Präsidenten Salazar: Unter dem Schutz eines Geleitbriefes gelangt Foerster mit seiner Familie nach Lissabon, ehe er wenige Wochen später über Rio de Janeiro in die Vereinigten Staaten ausreist.

Foersters Hochachtung für die Schweiz und ihre Menschen wird durch diese dramatische Episode in keiner Weise getrübt. In düsteren Momenten seiner amerikanischen Jahre erscheint ihm die Schweiz, vor allem Zürich und seine Umgebung, als ein Sehnsuchtsort.

Zunächst steht die Heimkehr unter keinen guten Vorzeichen. Als Friedrich Wilhelm Foerster am 30. Mai 1963 in Begleitung von Freunden im Sanatorium Kilchberg eintrifft, ist er in denkbar schlechter Verfassung, nimmt

nur wenig von seiner Umgebung wahr. Doch sein Zustand bessert sich allmählich, auch dank der Fürsorge seiner siebzehn Jahre jüngeren Schwester Martha Kühl-Foerster, die Ende Juni 1963 von Ost-Berlin in die Schweiz ausreisen darf.

Am 2. Juni 1964 feiert Friedrich Wilhelm Foerster seinen 95. Geburtstag. Er empfängt Besucher, erhält Glückwünsche von vielen Weggefährten aus vergangenen Zeiten. Auch der Bundespräsident der Bundesrepublik, Heinrich Lübke, gratuliert ihm mit einem grossen Glückwunschtelegramm. Für Foerster, viele Jahre ein gefragter Gesprächspartner hochrangiger Politiker und bedeutender Wissenschaftler (darunter auch Albert Einstein) in vielen Ländern, in seinem Vaterland aber Zeit seines Lebens geschmäht und angefeindet, ist dies eine späte Anerkennung.

Am 9. Januar 1966 stirbt Friedrich Wilhelm Foerster. Die Trauerfeier findet unter grosser öffentlicher Anteilnahme im Sanatorium statt, die Bestattung auf dem Kilchberger Friedhof, wo bis heute sein Grabmal zu finden ist.

Wie gross das Ansehen ist, das sich Foerster zu Lebzeiten erworben hat, wird an der Vielzahl der Nachrufe greifbar, die in den kommenden Tagen und Wochen erscheinen. Am 24. Januar 1966 erinnert die *New York Times* an ihn – und erwähnt dabei auch das Sanatorium Kilchberg: «Prof. Friedrich Wilhelm Foerster, German-born educator, philosopher and author, died Jan. 9 in a sanitarium [sic!] at Kilchberg near Zürich. He was 96 years old. Dr. Foerster was a lifelong opponent of Prussian-German nationalism and militarism. His numerous books allacking these legacies of the Bismarck era incurred the hostility of successive German ruling groups from the Second to the Third Reich and caused him to flee his native land.»

Alte Landstrasse 70 – «zwischen Manns und Meyers»

Kilchbergs Alte Landstrasse ist ein besonderer Ort in der Literaturgeschichte – nicht nur wegen Thomas Mann und Conrad Ferdinand Meyer – sondern auch wegen der Dichter und Literaten, die das Sanatorium in den vergangenen 100 Jahren beherbergt hat.

Nach eigenem Bekunden ist es seine «definitiv letzte Adresse»: Am 15. April 1954 bezieht Thomas Mann mit seiner Familie das Haus an der Alten Landstrasse 39 in Kilchberg, das er zwei Monate zuvor für 225 000 Schweizer Franken gekauft hat.

Unter den Gästen, die Katia und Thomas Mann in den kommenden Wochen in ihrem neuen Domizil empfangen, ist auch der stellvertretende Ärztliche Leiter des Sanatoriums Kilchberg, Aron Ronald Bodenheimer. Am 14. Mai notiert Thomas Mann in seinem Tagebuch: «Zum Thee Oberarzt Dr. Bodenheim[er] (Psychiater) und Frau, Nachbarn. Seine Liebe zu den Kretins und Verrückten; die bekannte Affinität. Entdecker eines Krebsmittels zu sein, würde ihn nicht mehr beglücken.»

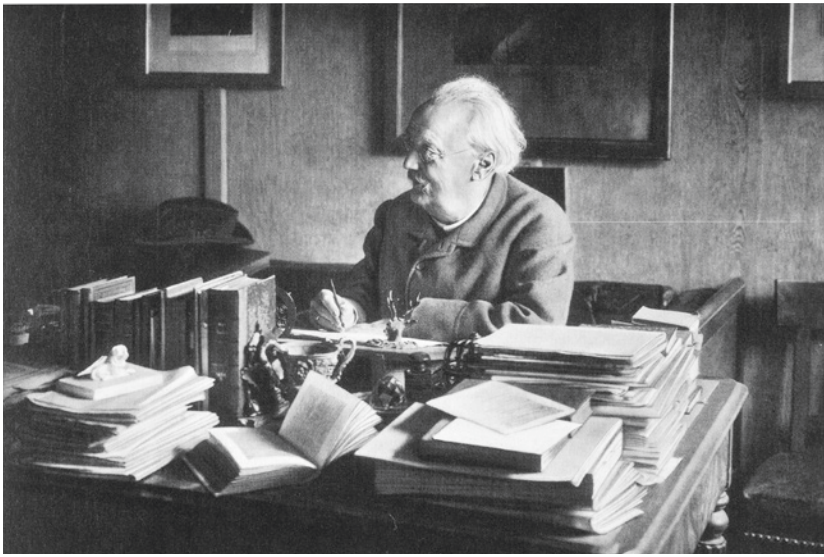
Es ist nicht die erste Berührung Thomas Manns mit dem Sanatorium Kilchberg. Im Dezember 1952, ein halbes Jahr nach der Rückkehr aus dem amerikanischen Exil in die Schweiz – zunächst wohnt Familie Mann zur Miete in Erlenbach, am anderen Ufer des Zürichsees – notiert der Schriftsteller in sein Tagebuch: «Erika in

Anspruch genommen von der psychiatrischen Versorgung der irren Kerstin Strindberg, die in eine Kilchberger Anstalt gelockt werden musste, da ihr sonst die Verbringung in ein schwedisches Irrenhaus drohte.»

Ein Jahr Lebenszeit ist ihm in Kilchberg vergönnt. In seinem Arbeitszimmer mit Blick über den Zürichsee verfasst er seinen letzten grossen Essay, den *Versuch über Schiller*, nimmt zudem an *Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull*, in jungen Jahren begonnen, letzte Korrekturen vor. Äusserer Höhepunkt ist der 80. Geburtstag des Nobelpreisträgers am 6. Juni 1955. Die Feierlichkeiten finden im Haus des anderen berühmten Dichters statt, dessen Namen mit Kilchberg eng verbunden ist: Conrad Ferdinand Meyer.

Am 17. Januar 1877 erwirbt er an der Alten Landstrasse ein Bauerngut, das heute die Hausnummer 170 trägt.

Meyer ist bereits 46 Jahre alt, als er 1872 mit der Veröffentlichung des Gedichtzyklus 'Huttens letzte Tage' seinen ersten literarischen Erfolg erzielt. Die Novellen *Jürg Jenatsch* (1876) und *Der Schuss von der Kanzel* (1877) bringen ihm weitere Anerkennung, Meyer avanciert neben Gottfried Keller zum wichtigsten Schweizer Dichter des ausgehenden 19. Jahrhunderts. Doch sucht er, seit dem Tod seines Vaters in früher Jugend von Schwermut bedroht, Abgeschlossenheit – und hofft, sie in Kilchberg zu finden.



Kilchberger Werkstätten: Conrad Ferdinand Meyer und Thomas Mann am Schreibtisch



Kilchberg, Alte Landstrasse, Foto rückseitig beschriftet: 1928(?)

«Als ob Himmel und Seegrund sich durchdrängen»

Trotz erster wirtschaftlicher Blüte hat die Gemeinde Kilchberg in dieser Zeit noch viel von ihrem ursprünglich bäuerlichen Charakter bewahrt. Weinberge, die anmutige See-Landschaft und der berauschende Fernblick auf die Alpen ziehen mehr und mehr Ausflügler an – und machen die Alte Landstrasse, wie der Chronist Gottlieb Binder zu berichten weiss, «zu einer Wallfahrtsstrasse der Spaziergänger aus der Stadt». In *Das Alte Kilchberg* aus dem Jahr 1911 schreibt er weiter: «Die Städter wissen die prächtige Strasse, die zu den schönsten der Schweiz gehört, wohl zu schätzen. Diejenigen unter ihnen, die Verständnis haben für die Schönheiten der Landschaft, wandern auf der alten Strasse bis Kilchberg oder Nideldbad, gehen dann ins Sihltal hinüber und auf die Felsenegg oder die Baldern und geniessen die überraschenden Kontraste, die nicht bald ein zweites Stück Erde auf so engem Raum bieten dürfte [...]. Auch berühmte Männer haben die Schönheiten unserer alten Landstrasse gekannt und gewürdigt. Böcklin, Koller und Keller sind wiederholt da heraus gewandert und haben Einkehr gehalten im oberen Mönchhof [...]. Auch der gefeierte Gottfried Kinkel – wenn er C. F. Meyer besuchte – und der grosse Ton-dichter der Troubadours und der Nibelungen: Richard Wagner, liebten diese Strasse.»

Seine Spurensuche nach kulturellen Zeugnissen führt Binder auch zum alten Kilchberger «Schulhäuschen». In ihm unterrichtete um das Jahr 1830 Johann Rudolf Weber, «eine ziemlich grosse Figur mit rötlichem Gesicht und langen Rockschössen», der «eine ungewöhnliche Vorliebe für einen rötlichen, flockigen Schnupftabak» besass – und der für sich in Anspruch nahm, Verfasser eines bekannten und noch heute beliebten Volkslieds zu sein: «Im schönsten Wiesengrunde». Binder glaubt ihm und webt damit – ungewollt oder gewollt – am Mythos

der Alten Landstrasse. Tatsächlich stammt das (im Original 13-strophige) Gedicht, dessen ursprünglicher Titel «Im stillen Tal» lautet, aus der Feder Wilhelm Ganzhorns, eines württembergischen Juristen und Gelegenheitsdichters.

Doch im «melancholisch-wehmütigen Unterton», den Binder in dem Gedicht ausmacht, zeigt sich eine für Kilchberg durchaus charakteristische Klangfarbe. Besonders ausgeprägt ist sie in den poetischen Landschafts- und Stimmungsbildern Guido Loosers.

1892 in Kappel (St. Gallen) geboren, siedelt Looser mit seiner Familie nach Kilchberg und lebt dort, von Depressionen heimgesucht, bis zu seinem Freitod im Jahr 1937. Im Hauptberuf Lehrer an einer Zürcher Kantonschule, leitet Looser von 1924 bis 1936 den Kilchberger Leseverein. Er verfasst (autobiografische) Romane, veröffentlicht Gedichte, Essays und Prosaskizzen. 1927 erscheint in einer Beilage zum *Aargauer Tagblatt* sein vielleicht gelungenstes Prosastück, der *Brief aus dem Zürichsee*:

«Ich gleite tiefer in den See, denn die Hügelhänge werden höher. Als stiege das Wasser zum Bootsrand herauf, so fühle ich mich ganz drinnen in ihm, umwogt, umspiegelt, umkühlt, umblendet. Über den Körper geht ein herrlicher Schauer, durch den Sinn ein Jubeln: dies ist ein Herbsttag, wie ich keinen sah. Vergrünend die Wiesenhänge, verblühend die Ufergärten und die Seefläche schimmernd blau über sanftgrüner Tiefe, als ob Himmel und Seegrund sich durchdrängen in seligem Wiegen, in stiller Versöhnung. Stille ist weithin. [...] Auf die Auglider fällt es wie Schlaf und Traum. Des Tages hohe Zeit schweigt in der Runde und das Herz ist in Seligkeit müde.»

Einen Seelenverwandten erkennt Looser in Conrad

«Requiem» und «Abdankung»

Ferdinand Meyer, bedroht wie er selbst von Abgründen und Dunkelheit – mögen auch literarischer Erfolg und gesellschaftliche Anerkennung für einige Zeit die Schwermut überdecken: Als Meyer sein Bauerngut an der Alten Landstrasse erwirbt, ist er seit zwei Jahren mit Louise Ziegler verheiratet, der vermögenden Tochter des Zürcher Stadtpräsidenten Paul Carl Eduard Ziegler. Das gewachsene Ansehen und das neue Heim scheinen den Schriftsteller zu beflügeln: Beinahe im Jahresrhythmus vollendet er weitere historische Novellen, veröffentlicht zudem Gedichtbände, die seinen Ruf als einer der glänzendsten Lyriker seiner Zeit festigen. Am Gemeindeleben nimmt er kaum teil und kauft sogar angrenzende Grundstücke samt Häusern auf, um sich Stille und Ruhe zu erhalten. Die Kilchberger achten den Dichter und grüßen ihn bei seinen nachmittäglichen Spaziergängen.

Dennoch legt sich ein Schatten auf sein Leben: Louise Ziegler ist eifersüchtig auf die Schwester ihres Gatten, Betsy Meyer, mit der Meyer viele Jahre zusammengelebt hat. An seinem Durchbruch als Dichter hat Betsy allergrössten Anteil als Sekretärin, Ratgeberin und literarische Vertraute. Die Eifersüchteleien zwischen Louise und ihr wachsen sich zu einem Streit aus, es kommt zu einem Zerwürfnis. Später distanziert sich auch der Dichter selbst von seiner Schwester. Ab 1888 verfällt Meyer, körperlich schwer erkrankt, zunehmend wieder einer melancholischen Stimmung, leidet unter Depressionen und verbringt seine letzten Lebensjahre – er stirbt 1898 – in einem unproduktiven Dämmerzustand.

1882, sechs Jahre vor Beginn der Krise und auf dem Höhepunkt von Meyers Schaffenskraft, erscheint neben zwei Novellen die Sammlung *Gedichte*. Darin findet sich auch «Requiem», gewidmet seiner Wahlheimat Kilchberg:

*Bei der Abendsonne Wandern,
Wann ein Dorf den Strahl verlor,
Klagt sein Dunkeln es den andern
Mit vertrauten Tönen vor.*

*Noch ein Glöcklein hat geschwiegen
Auf der Höhe bis zuletzt.
Nun beginnt es sich zu wiegen,
Horch, mein Kilchberg läutet jetzt.*

Ein vollständig anderer Ton hält ein Vierteljahrhundert nach dem Verstummen Conrad Ferdinand Meyers im beschaulichen Kilchberg Einzug, oder genauer: im Sanatorium Kilchberg, Alte Landstrasse Nr. 70. Mit Hans Arp, Walter Serner, Albert Ehrenstein und den anderen Vertretern von Dadaismus und Expressionismus, die sich als Patienten oder als Gäste in der Klinik aufhalten, meldet sich die literarische Moderne zu Wort – und versucht sich in der Klinik in gleicher Weise von den eigenen Eskapaden zu erholen wie von den epochalen Zumutungen. In seinem Zyklus *Die rote Zeit*, den er 1917 im Sanatorium fertigstellt, dichtet Ehrenstein unter dem Titel «Abdankung»:

So weit entfernt Meyers hingetupftes Idyll von Ehrensteins wuchtvollem Gedicht zu sein scheint, so finden sich doch (bereits in den Titeln «Requiem» und «Abdankung») Anklänge, die auf eine tiefere Verbindung des schwermütigen Dichters aus dem späten 19. mit dem geschundenen Literaten aus dem 20. Jahrhundert verweisen; eine Verbindung, die sich auch in der Wertschätzung spiegelt, die beide für Kilchberg und ihr Refugium an der Alten Landstrasse empfinden.

*Was geschieht,
Stürmt immer einher,
Es fließt in den leichten
Flammen des Wassers
Der kühlstrahlende Mond,
Und es dröhnt die Sonne
In des Feuers Erscheinung.
Eh mich die Erde gebar,
Habe ich Böses getan.
So hat mir des Gottes Macht
Nicht die Wege bereitet.
Anfielen mich Einsamen
Die Dorne der Erde.
Kein Streicheln war,
– Verdorrte mein Haar!
Nichts mehr ersehne ich.
Nur gönnt mir den freundlichen Atem
Kurze Zeit.
Ich bin zufrieden, wenn ich bin.*



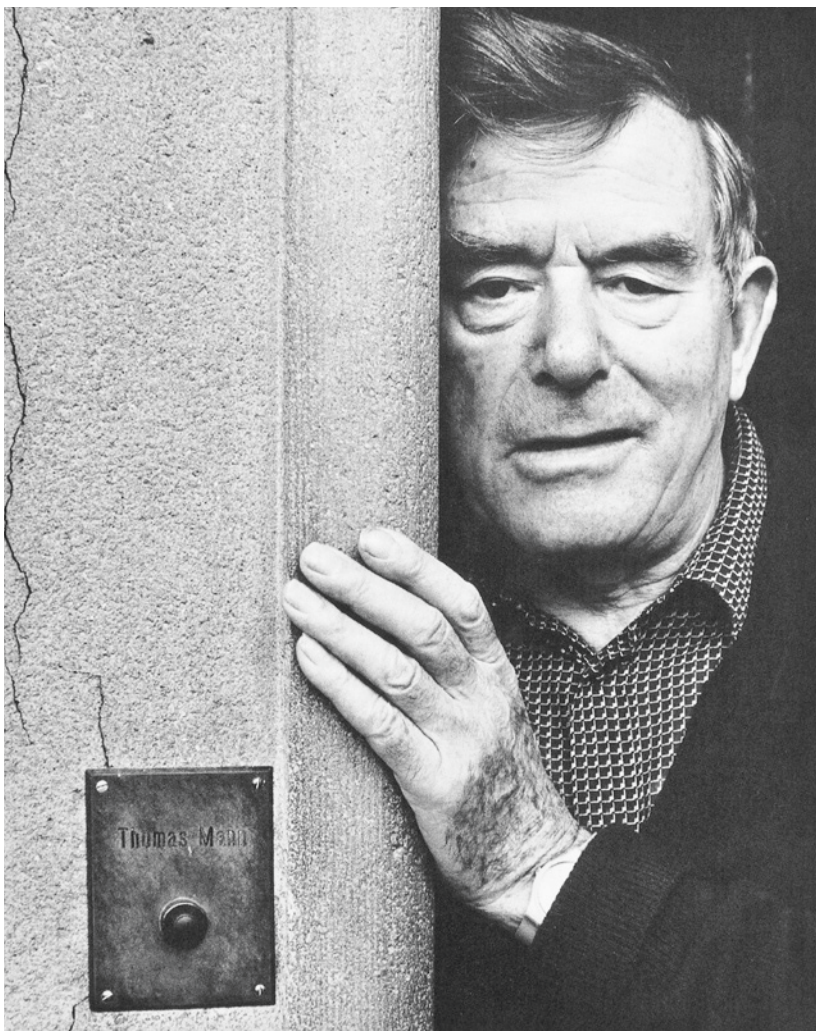
oben: Alte Landstraße 39, vierzig Jahre im Besitz der Familie Mann

links: Alte Landstrasse 170. Einundzwanzig Jahre das Heim von C.F. Meyer; später wohnte darin der Schriftsteller und Graphologe Ludwig Klages



R. GANZ *Mein Haus.*

ZÜRICH.



links: Golo Mann vor seinem Haus an der Alten Landstrasse 39. Auf dem Klingelschild noch immer der Name seines längst verstorbenen Vaters Thomas.

unten: Die Exilzeitschrift «Mass und Wert» mit einem Beitrag von Ferdinand Lion.



Nachlass und Erben

Thomas Manns «letzte Adresse» bleibt auch nach seinem Tod am 12. August 1955 das Domizil der Familie Mann. Zunächst sind es seine Frau Katia und vor allem seine Tochter Erika, die dort den Nachlass des «Zauberers» verwalten. Nach Erikas Tod 1969 übernimmt mehr und mehr ihr Bruder Golo die Rolle des Nachlassverwalters. Bereits 1964 zieht er in das Haus seiner Eltern ein – just zu einer Zeit, da ein Freund der Familie seine letzten Lebensmonate im Sanatorium Kilchberg verbringt: Ferdinand Lion (1882–1965).

Als gebürtiger Elsässer ist Lion ein Grenzgänger der deutschen und französischen Literatur. 1933 emigriert er in die Schweiz und ist in den Jahren 1937 und 1938 als Redakteur für die Exil-Zeitschrift *Mass und Wert* tätig, die Thomas Mann und Konrad Falke herausgeben. Unmittelbar nach Kriegsende verfasst Lion die erste Biografie zu Thomas Mann, die 1947 im *Oprecht Verlag* erscheint. Lion stirbt, verarmt und vom Alter gezeichnet, am 21. Januar 1965 in Kilchberg. Golo Mann charakterisiert in einem Nachruf Ferdinand Lion – und dessen Beziehung zu Thomas Mann: «Er war ein treuer Freund,

aber kein ganz treuer Verehrer; sein Werturteil war impressionistisch wie seine Analyse. Einmal war ihm Alfred Döblin der grösste deutsche Schriftsteller der Zeit; dann wieder mein Vater. Diesem bewahrte er die wärmste Anhänglichkeit, konnte ihm aber auch erklären, er hätte das und das neue Buch von ihm «sans plaisir» gelesen. Einmal schrieb er ihm, das Oeuvre kenne er jetzt, da werde nicht mehr viel Neues kommen; was er jetzt noch zu erleben wünsche, sei meines Vaters Tod. Wie der Meister denn nun sterben werde, das wolle er wissen.»

Golo Mann bleibt bis an sein Lebensende im Haus an der Alten Landstrasse 39. Viele Jahre lebt er dort gemeinsam mit seiner Mutter, die 1980 im Alter von 97 Jahren stirbt. Der weit überwiegende Teil des Nachlasses geht in dieser Zeit an das Zürcher Thomas-Mann-Archiv. Eins aber bleibt an seinem Platz: Ein kleines Bronzeschild über dem Klingelknopf mit dem Namen «Thomas Mann».



John Irving (2.v.r.) am 26. August 2003 mit den Ärzten des Sanatoriums: Stefanie Krebs (links vorne), Andreas Horvath (dahinter), Christine Poppe, Waldemar Greil und Oliver Hartmann

Epilog

Am 26. August 2003 besucht der amerikanische Autor John Irving das Sanatorium Kilchberg. Er arbeitet am Finale eines neuen Romans, der 2005 unter dem Titel *Until I Find You* veröffentlicht wird. Die deutsche Übersetzung – *Bis ich dich finde* – erscheint ein Jahr später. Autobiografisch motiviert, erzählt Irving darin die Geschichte des Schauspielers Jack Burns, der aufwächst, ohne seinen Vater, William Burns, kennenzulernen. Erst spät, nach dem Tod der Mutter, begibt sich Jack auf die Suche. Schliesslich findet er seinen Vater als Langzeitpatient in einer psychiatrischen Klinik.

«Ich wusste ziemlich genau, was für einen Ort ich für diesen Schluss brauche», erklärt Irving 2006 in einem Interview. «Es sollte eine gute psychiatrische Klinik oder ein Sanatorium sein, und dafür ist die Schweiz ja bekannt.» In den beiden Schlusskapiteln des Buches finden sich auch die Ärzte des Sanatoriums wieder – in ver-

wandelter, verzerrter, ironisch gebrochener Gestalt. «Wir haben das lässig hingenommen», konstatiert Waldemar Greil, der damalige Ärztliche Direktor der Klinik. Er weiss sich dabei in bester Gesellschaft: Erging es den ehrenwerten Bürgern der Stadt Lübeck nicht ähnlich, als Thomas Mann ihnen in seinen *Buddenbrooks* ein (aus ihrer Sicht: zweifelhaftes) Denkmal setzte? So frei Irving in der Figurenzeichnung verfährt – obwohl oder weil er wirkliche Menschen als Modell vor Augen hatte –, so akkurat versucht er, das Sanatorium Kilchberg in Szene zu setzen. Wie sehr ihn das Haus und seine reizvolle landschaftliche Lage beeindruckt haben, gibt der Autor in einem Interview im April 2006 zu Protokoll: «Als ich zum ersten Mal in Kilchberg war, habe ich zu meiner Frau nur gesagt: falls ich irgendwann einmal ausklinken sollte und eingewiesen werden muss, bring mich bitte hierher.»

Impressum

Herausgeber: Gemeinderat Kilchberg

Verantwortlich als Delegierter des

Gemeinderates: Hans Peter Gilg

Autoren: Tobias Ballweg, Michael Lennackers,

Hans Jörg Rieger

Fotos: Michael Richter

Korrektorat: druckreif, Ute Kröger

Gestaltung: Schmauder Und

Druck: Stutz Medien AG, Wädenswil

Copyright: Autoren, Fotografen, Verlage,

Sanatorium Kilchberg, Gemeinde Kilchberg

Quellen

Archiv Sanatorium Kilchberg; Gemeinde Kilchberg (Planarchiv und Gebäudeinventar); gta Archiv ETH Zürich (Nachlass Gustav Ammann und Otto Froebel's Erben); Privatsammlung Dr. Beat Meyer (Bilder und Dokumente zu Dr. Hans Huber und Dr. Emil Huber); Privatsammlung Alfred Bisig (Text- und Bilddokumente zum Kilchberger Schwinget); Staatsarchiv des Kantons Zürich (Korrespondenzen, Protokolle und Berichte betreffend Sanatorium Kilchberg, vor 1904: Privat- Heil- und Pflgeanstalt Kilchberg); Zentralbibliothek Zürich (Jahresberichte, Prospekte und Reglemente des Sanatoriums Kilchberg, vor 1904: der Privat- Heil- & Pflgeanstalt Kilchberg).

Literatur (Auswahl)

Bauschinger, S. (2009): Else Lasker-Schüler. Biographie. Göttingen: Wallstein Verlag.
Binder, G. (1911): Das alte Kilchberg. Kilchberg/ Zürich: Wehrli.
Capitani, F. (2010): Gesunde Schweiz. In: F. Graf & E. Wolff (Hrsg.), Zauberge: die Schweiz als Krafraum und Sanatorium, Baden: hier + jetzt, Verlag für Kultur und Geschichte, S. 15–17.
Claudius, E. (1968): Ruhelose Jahre. Erinnerungen. Halle (Saale): Mitteldeutscher Verlag.
Ehrenstein, A. (1918): Die rote Zeit. Berlin: S. Fischer Verlag.
Ehrenstein, A. (1989): Werke. Bd. 1–5. Herausgegeben von H. Mittelmann, München: Klaus Boer Verlag.
Gemeinde Kilchberg (1980): Die psychiatrische Klinik Sanatorium Kilchberg. 21. Neujahrsblatt der Gemeinde Kilchberg.

Heilquellen, Klimatische Kurorte und Sanatorien der Schweiz (1926): Schweizerisches Bäderbuch, herausgegeben im Auftrag der schweizerischen Gesellschaft für Balneologie und Klimatologie, 3. Aufl., Zürich: Verlag Julius Wagner.

Hesse, H. (2006): «Die dunkle und wilde Seite der Seele». Briefwechsel mit seinem Psychoanalytiker Josef Bernhard Lang 1916–1944. Frankfurt am Main: Suhrkamp Verlag.

Hoerschelmann, C. (1998): Exilland Schweiz. Lebensbedingungen und Schicksale österreichischer Flüchtlinge 1938 bis 1945. Innsbruck: Studien-Verlag.

Irving, J. (2006): Bis ich dich finde. Zürich: Diogenes Verlag.

Kerényi, K. (1956): Der göttliche Arzt. Studien über Asklepios und seine Kultstätten. 2. Aufl., Darmstadt: Hermann Gentner Verlag.

Reetz, B. (2012): Hesses Frauen. Berlin: Insel Verlag.

Richter, H. (1961): Dada-Profile. Erinnerungen mit Zeichnungen, Photos und Dokumenten. Zürich: Die Arche.

Spahn-Gujer, E. (o. J.): Friedrich Wilhelm Foerster. Fragmente aus seinem Leben 1869–1966. Herausgegeben vom Verein Schweizer Fr. W. Foerster-Hilfe. Privatdruck.

Stoffler, J. (2008): Gustav Ammann. Landschaften der Moderne in der Schweiz. Zürich: gta Verlag.

Völker, K. (1990): Elisabeth Bergner. Das Leben einer Schauspielerinnen – ganz und doch immer unvollendet. Berlin: Edition Hentrich.

Wolff, E. (2010): Zwischen «Zauberberg» und «Zuchthaus». In: F. Graf & E. Wolff (Hrsg.), Zauberge: die Schweiz als Krafraum und Sanatorium, Baden: hier + jetzt, Verlag für Kultur und Geschichte, S. 27–30.

Zinn, A. (1863): Die öffentliche Irrenpflege im Kanton Zürich und die Nothwendigkeit ihrer Reform. Zürich: Meyer & Zeller.

Bei der vorliegenden Publikation handelt es sich um eine komprimierte Fassung des Buches:
T. Ballweg, P. Höslly, W. Bosshard, R. Bridler (Hrsg.): Ohne Gestern ist morgen kein Heute. 150 Jahre Sanatorium Kilchberg. Zürich: Orell Füssli Verlag, 2017.

Ein ausführliches Verzeichnis der verwendeten Literatur finden Sie dort.

Bildnachweis

Sammlungen: Archiv Privatklinik Hohenegg: S. 10. Archiv Sanatorium Kilchberg: S. 4, S. 5 (o.), S. 9 (o.), S. 9 (u.), S. 12 (u. l.), S. 13, S. 14 (r.), S. 18 (l.), S. 18 (r.), S. 19 (o.), S. 20 (o.), S. 20 (m.), S. 20 (u.), S. 27, S. 28, S. 29, S. 34 (o. r.), S. 34 (o. l.), S. 42 (l.), S. 53 (u.), S. 60. Hermann Hesse – Editionsarchive: S. 45, mit freundlicher Genehmigung des Archivs: Dr. Volker Michels, Offenbach/Main. Kunsthaus Zürich: S. 41 (o.), S. 41 (u.), mit freundlicher Genehmigung von Frau Marion v. Hofacker. Privatsammlung Dr. Beat Meyer: S. 12 (u. r.), S. 15, S. 33, S. 40, mit freundlicher Genehmigung des Besitzers.
Fotos: Mörgeli, Wilfried: S. 23 (o.), S. 23 (m.), S. 24, S. 34 (u.), S. 36 (m.); Baumann, Jacqueline: S. 14 (l.); Richter, Michael: S. 36 (o.).

Publikationen: Bauschinger, S. (2009): Else Lasker-Schüler. Biographie. Göttingen: Wallstein Verlag, S. 295: S. 43 (l.). Claudius, E. (1968): Ruhelose Jahre. Erinnerungen. Halle (Saale): Mitteldeutscher Verlag, S. 96: S. 47. Ehrenstein, A. (1918): Die rote Zeit. Berlin: S. Fischer Verlag, S. 50: S. 39 (m.). Ehrenstein, A. (1919): Tubutsch. Leipzig: Insel Verlag, S. 1, Cover; S. 39 (u. l.), S. 39 (u. r.). Eidgenössischer Schwingverband, Hrsg. (1945): 50 Jahre Eidgenössischer Schwingverband. 1895–1945. Bern/Thun: ohne Verlagsangabe, S. 155 (o. l.): S. 16 (m.). Festschrift Kilchberger Jubiläumsschwinget (1952), S. 11, S. 10: S. 16 (r.), S. 17. Mass und Wert, Zweimonatsschrift für freie deutsche Kultur (1938), 2. Jahrgang, 2. Heft, Cover: S. 58 (r.). Sessler, Th. (1947): Fünf gegen eine ganze Stadt. Eine Geschichte für die Jugend. Linz: Brücken-Verlag, S. 19: S. 46. Gutbrodt, F. & Sprecher, Th. (2000): Die Familie Mann in Kilchberg. München: Wilhelm Fink, S. 8, S. 9: S. 53 (o. r.), S. 58 (l.). Strub, U. M. (1946): Lyrik. Zürich: Atlantis Verlag, S. 67: S. 19 (u.). Völker, K. (1990): Elisabeth Bergner. Das Leben einer Schauspielerinnen – ganz und doch immer unvollendet. Berlin: Edition Hentrich, S. 59: S. 42 (r.). Wysling, H. & Lott-Büttiker, E., Hrsg. (1998): Conrad Ferdinand Meyer. 1825–1898. Zürich: NZZ Verlag, S. 279, S. 280: S. 53 (o. l.), S. 57 (l.). 50 Jahre Schwingklub Zürich (1947). Zürich: Conzett & Huber, S. 24: S. 16 (l.).



TERENANSICHT

VORDER-GE

KIRCHBERG

GRONBLISS

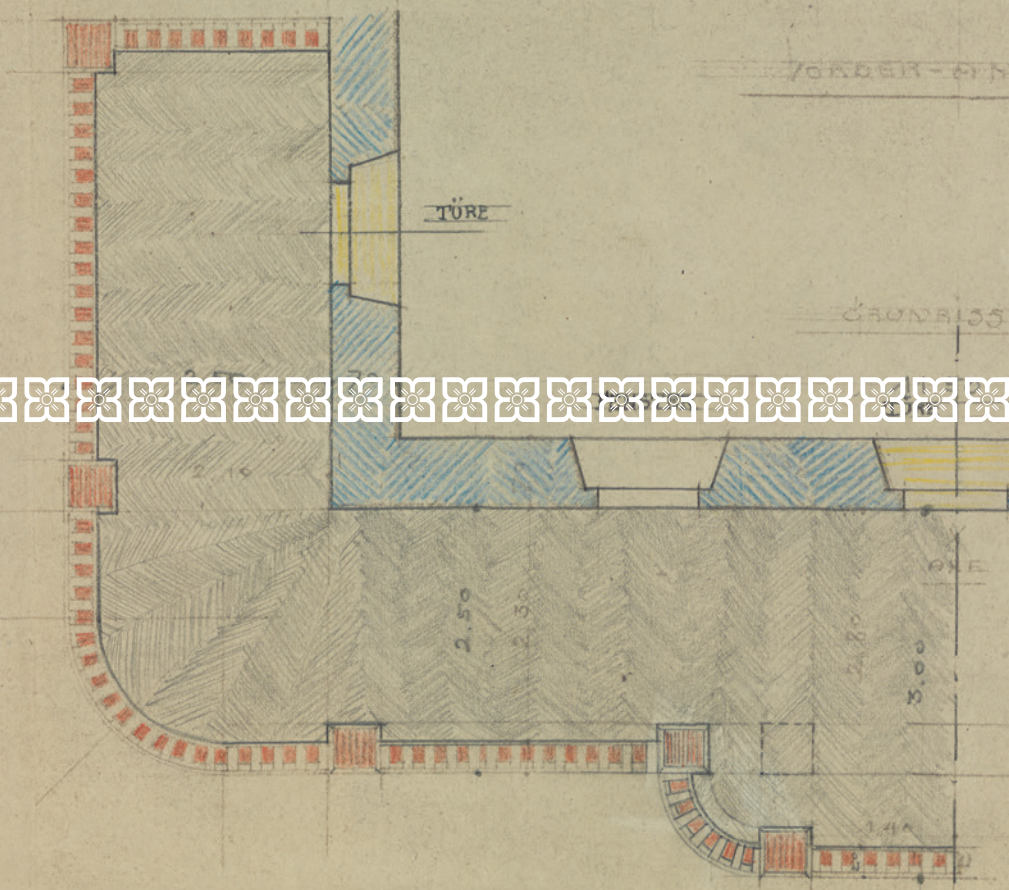


M. 1:50

TÜRE



ordr. the



3.00

1.40